

attempto!

Forum der Universität Tübingen April 2007

In der Defensive

Wie steht es um die Geisteswissenschaften?

- > Die Liebe in der Postmoderne
- > 16 Millionen Euro zusätzlich für die Lehre
- > Mediendozentin Maybritt Illner
- > 500 Jahre Tübinger Mathematik



Topthema



Foto: Rößler

4 Noch ist es nicht zu spät, um Schaden abzuwenden

Warum die Bologna-Reformen die Geisteswissenschaften gefährden

8 Gefragte Generalisten

Unternehmensberater Thomas Eichelmann im Interview über die Qualifikation von Geisteswissenschaftlern

10 Lieber Marketing als Montesquieu?

Geisteswissenschaftler auf dem Arbeitsmarkt

12 Förderung im Dreierpack

Aktuelle Programme zur Stärkung der Geisteswissenschaften

16 Initialzündung für mehr Selbstbewusstsein?

Das »Jahr der Geisteswissenschaften« als Bühne

18 Verbesserungswürdige Selbstdarstellung

Was die Geisteswissenschaften noch lernen müssen

20 Es wird Zeit, Brücken zu bauen

Die Printmedien sollten umdenken

22 Vom Nutzen des Nutzlosen

Über die Funktion der Geisteswissenschaften im Zeitalter der Globalisierung

24 Theologen werden überall gebraucht

Die Vielseitigkeit der theologischen Ausbildung eröffnet viele Berufswege

26 Bildung geht nicht ohne

Wie viel Geisteswissenschaft braucht die Schule?



Illustration aus der Ausstellung »K(s) was?«, TCE München.

Große Psychotherapiestudie: Können Ess-Störungen wirksamer behandelt werden?

Forschung > ab Seite 30



Foto: K. Weber

Studiengebühren und ihre Verteilung: Wer kriegt wie viel?

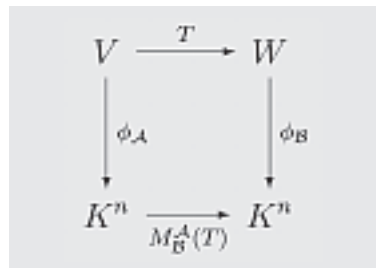
Studium und Lehre > ab Seite 34



Foto: Albrecht

Lernete ihr Handwerk in Tübingen: Hobbyautorin Manuela Fuelle

Unikultur > ab Seite 38



Modernes Diagramm und 500 Jahre Geschichte: Mathematik in Tübingen

Porträt > Seite 44

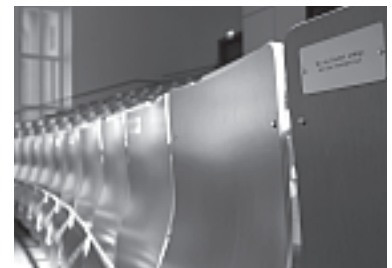


Foto: K. Weber

Die Cha(i)rity-Spendenaktion: viele Stühle im Audimax tragen Plaketten.

Unibund > Seite 46

Aus der Reserve locken

Sie sind eigentlich überall. Sie sind so selbstverständlich, dass sie keiner bemerkt: Die Geisteswissenschaften sagen uns wer wir sind, woher wir kommen und wohin wir gehen können. Ohne sie gäbe es den Begriff Allgemeinbildung nicht, ohne sie könnten Schulen ihre Aufgabe nicht erfüllen. Sie machen den Besuch im Museum zum Genuss und die Fernreise zum Bildungserlebnis. Aber offensichtlich machen sie nicht viel Aufhebens von sich.

Das jetzt ausgerufene »Jahr der Geisteswissenschaften« soll dem entgegenwirken. Damit bietet sich eine Plattform, auf der die Geisteswissenschaften sich der Öffentlichkeit präsentieren können, die Chance zu zeigen, worin ihr gesellschaftlicher Nutzen liegt. Politik und Wirtschaft möchten dem in die Defensive geratenen Wissenschaftszweig zu neuem Ansehen verhelfen. Eigens aufgelegte Förderprogramme sollen ihn stärken: Einsicht in eine echte Notwendigkeit oder Trostpflaster für an die 100 verschiedene Disziplinen, die zumindest in der ersten Runde der Exzellenzinitiative kaum eine Rolle spielten?

Vielleicht sollten die Geisteswissenschaften tatsächlich stärker um positive PR für ihre Sache besorgt sein. Denn die Art und Weise ihrer Selbstdarstellung könnte sich auch auf die Berufschancen ihrer Absolventen auswirken. Die gebetsmühlenhaft wiederholte Forderung nach der Ausbildung von Naturwissenschaftlern und Ingenieuren von Seiten der Wirtschaft ist nur zu bekannt. Aber sind die Chancen für Geisteswissenschaftler dort wirklich so schlecht? Mit welchen speziellen Fähigkeiten können sie punkten?

Diese Fragen diskutieren die Autoren der neuen Ausgabe von *attempto!*. Geraten die Geisteswissenschaften ins Hintertreffen? Diskutieren Sie mit!

Die Redaktion

Noch ist es nicht zu spät, um Schaden abzuwenden

Von Julian Nida-Rümelin

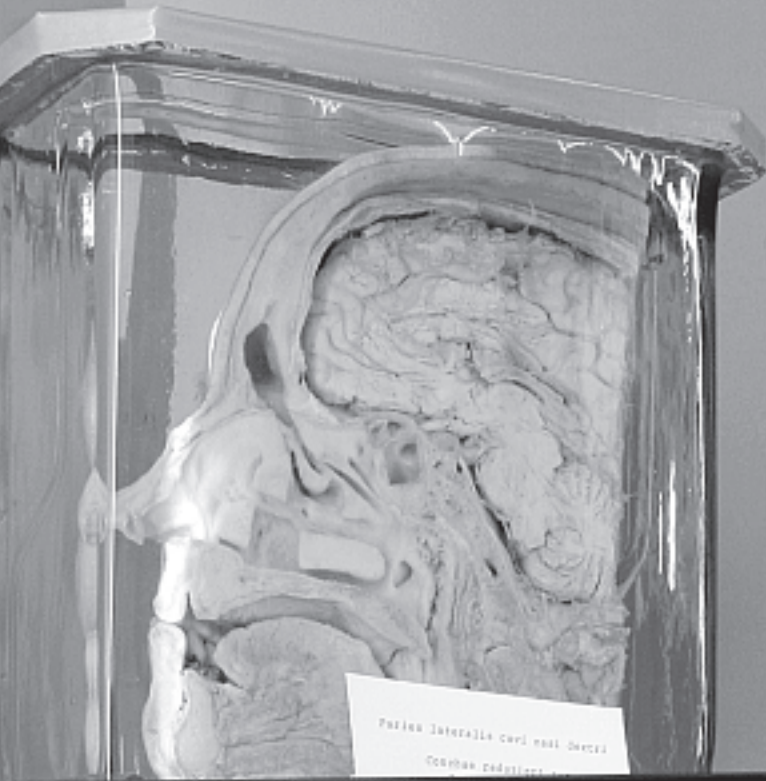
Den europäischen Geisteswissenschaften weht ein scharfer Wind ins Gesicht. Die Bologna-Reformen gefährden ihre typische Wissenschaftskultur und zwingen sie angesichts der Angleichung an amerikanische Standards in einen Prozess der »Selbstkolonialisierung«. Speziell Deutschland, wo die Geisteswissenschaften eine starke kulturelle Prägekraft besitzen, hat viel zu verlieren.

Die europäische Hochschulpolitik ist im Umbruch. Der »Bologna-Prozess« schreitet voran, im Jahre 2010 werden fast alle Studiengänge modularisiert sein. Das Gros der Studierenden wird dann nicht nur die Fachhochschulen, sondern auch die Universitäten schon nach drei Jahren verlassen. Die Vorgaben von Bologna erlauben auch einen vierjährigen Bachelor (BA). Diese Option wird bisher merkwürdigerweise in Deutschland nicht genutzt. Für einzelne geisteswissenschaftliche Fächer, die ausreichende Sprachkenntnisse in Hebräisch (Theologie) oder Italienisch (Kunstgeschichte) voraussetzen, ist ein dreijähriges Studium zu kurz. Bis diese Sprachkenntnisse erworben sind, ist die Hälfte des Studiums schon vorbei.

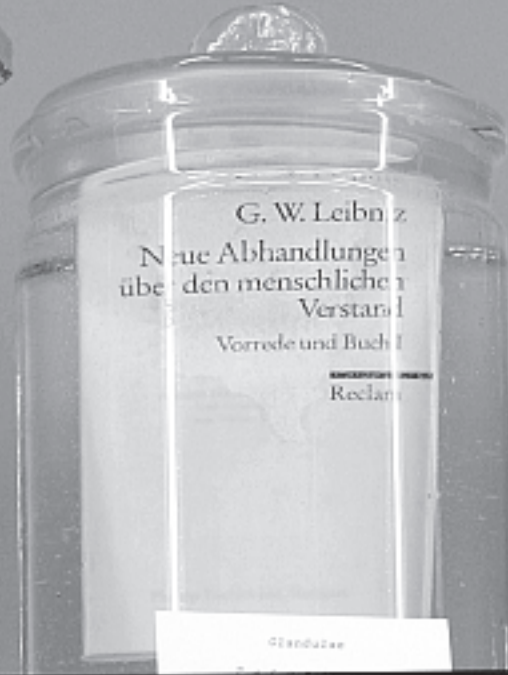
Erfolgsgeschichte der Geisteswissenschaften

Mir scheint, auch nach einer genaueren Betrachtung des Vorgehens in anderen EU-Staaten, dass in Deutschland der Bologna-Prozess zu genormt und zu stark administriert umgesetzt wird. Einige Normierungen gehen vor allem zu Lasten der Geisteswissenschaften, bislang eine international anerkannte

Stärke des deutschen Universitätssystems. Die Geisteswissenschaften haben hierzulande eine eminente Erfolgsgeschichte in den vergangenen Dekaden aufzuweisen. Sie waren bis zu ihrer Expansion seit den 60er-Jahren entgegen dem Humboldt'schen Universitätsideal zum großen Teil Ausbildungsfächer für Gymnasiallehrer. Es wurde daher folgerichtig ein akademisches Proletariat erwartet, weil es für all die Philologen, Historiker und Philosophen, Kultur- und Sozialwissenschaftler außerhalb der Schulen keine eigenen Stellen gab – weder in den öffentlichen Verwaltungen noch in der Privatwirtschaft. Dann geschah das gänzlich Unerwartete. Die Forschungsleistung der Geisteswissenschaften differenzierte sich aus, bildete neue interdisziplinäre Verbünde und neue Fächer und ihre Studierenden kamen in den Genuss einer anspruchsvollen, wenig verschulden, aber forschungsnahen Lehre. Zugleich aber ist der besondere Charakter der Geisteswissenschaften durch eine zu weit gehende Verschulung und eine Orientierung an Praxisrelevanz bedroht. Es war in den vergangenen Dekaden selten das spezielle Fachwissen, das einem

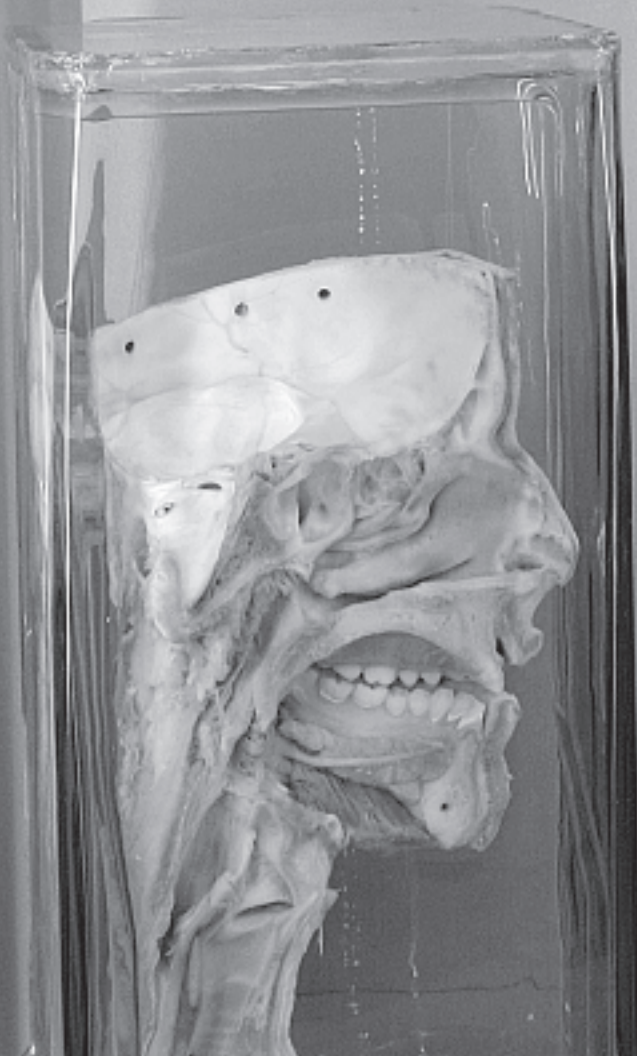


Partes laterales cerebri hominis
Cerebrum pedunculatum



G. W. Leibniz
Neue Abhandlungen
über den menschlichen
Verstand
Vorrede und Buch I
Reclam

Glandulae



Die Geisteswissenschaften in einer ihrer vornehmsten Rollen:
als Bewahrer der Erzeugnisse des menschlichen Geistes.



Julian Nida-Rümelin

lehrt Philosophie und politische Theorie an der Universität München und war Kulturstaatsminister im zweiten Kabinett Schröder. Von 1991 bis 1993 war er Professor für Ethik in den Biowissenschaften an der Universität Tübingen. Letzte Buchpublikation: »Demokratie und Wahrheit« (München: C. H. Beck 2006)

Absolventen geisteswissenschaftlicher Fächer den Weg in den Beruf geebnet hat. Es waren vielmehr Fähigkeiten wie Urteilsfähigkeit, sprachliche Kompetenz, kulturelle Empathie, Geschick im schriftlichen Ausdruck, die im Verein mit einer Veränderung des Arbeitsmarkts besonders im Bereich Medien, Verlage, Werbung und Kommunikation die Nachfrage nach Absolventen geisteswissenschaftlicher Fächer bestimmte. Während das US-amerikanische Bachelorstudium in den ersten beiden Jahren breit, ja allgemein bildend angelegt ist und viele Wahlmöglichkeiten einschließt, erfolgt die Umstellung auf modularisierte Studiengänge in Deutschland eher dem Muster eines weit gehend verschulten Ausbildungsgangs in einer Disziplin mit wenig Wahlmöglichkeiten und engem thematischem Fokus. Dies ist für viele Fächer sinnvoll, in den meisten Geisteswissenschaften bedroht es jedoch die spezifische Wissenschaftskultur und das Qualifikationsprofil ihrer Absolventen.

Übernahme eines fremden Forschungsbegriffs

Als mich der deutsche Bundestag im Mai 2005 als Sachverständigen zu einer Anhörung zur Situation der Geisteswissenschaften in Deutschland einlud, war ich noch optimistisch: Die deutschen Geisteswissenschaften haben international einen guten Ruf, in einzelnen Bereichen sind sie zweifellos führend. Das gilt für einen Teil der historischen wie der philologischen Forschungen. Ihre Absolventen haben zwar ein geringeres Lebenseinkommen als ihre Kollegen aus der Medizin, den Natur- und Technikwissenschaften, aber sie haben ein geringeres Risiko, arbeitslos zu werden als der Bevölkerungsdurchschnitt und die zunehmende Flexibilität des Arbeitsmarkts wird ihnen weiter zugute kommen.

Unterdessen bin ich aufgrund aktueller Erfahrungen skeptischer geworden. Ein anderes Szenario erscheint mir nun nicht mehr unplausibel: Im Zuge der Reformen wird ein Forschungs- und Wissenschaftsbegriff paradigmatisch, der den Geisteswissenschaften weit gehend fremd ist. Forschung wird in Gestalt großer, 50 oder 200 Forscher einschließender Cluster gefördert, die Forschungsleistung wird nach Drittmittelerwerbung und Papers in amerikanischen *Reviewed Journals* bewertet. Die größere Buchpublikation, für die geisteswissenschaftliche Forschung nach wie vor zentral (daher auch der Widerstand gegen die Abschaffung der Habilitation gerade von Seiten dieser Fächer) und für ihre breitere Wahrnehmung (und damit für ihre gesellschaftliche und politische Relevanz) unverzichtbar, wird entwertet, Publikationen in der Muttersprache oder einer anderen Sprache als der amerikanischen zählen nicht mehr. Die stilistische Sorgfalt, charakteristisch für geisteswissenschaftliche Publikationen, schwindet, die Schrumpfform des Amerikanischen, wie sie in internationalen englischsprachigen Zeitschriften dominiert,

nivelliert die geisteswissenschaftliche Terminologie, klassische Quellen und fremdsprachige Texte werden lediglich in ihren englischen Übersetzungen rezipiert und so weiter.

Gefährdung der Wissenschaftskultur

Letztlich mündet diese Entwicklung in eine Art Selbstkolonialisierung der reichhaltigen und vielfältigen geisteswissenschaftlichen Landschaften in Europa und eine Gefährdung der spezifischen Wissenschaftskultur der europäischen Geisteswissenschaften. Die Studienangebote aus den Geisteswissenschaften werden zur Garnierung direkt berufsorientierter Studiengänge abgewertet. Mit anderen Worten, die Geisteswissenschaften erhalten wieder den Status der *artes liberales* der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Universität: eher propädeutisch (vorbereitend) und bildend, eher im Vorfeld als im Zentrum der *universitas*. Der Zustand der amerikanischen *humanities* ist jedenfalls besorgniserregend – marginalisiert und zugleich hochgradig ideologisiert mit umstrittenen Standards wissenschaftlicher Seriosität.

So muss es nicht kommen, aber die Wahrscheinlichkeit dafür scheint mir gestiegen zu sein. Die ersten Erfahrungen mit modularisierten Studiengängen, mit dem Exzellenzwettbewerb des Bundes und der Länder, in dem die Geisteswissenschaften keine nennenswerte Rolle spielen, die Diskussionen um Kriterien der Forschungsevaluation lassen für die Geisteswissenschaften in Deutschland nichts Gutes ahnen. Noch ist es nicht zu spät, dem entgegenzusteuern. Es steht viel auf dem Spiel, denn die Geisteswissenschaften sind in Deutschland mit einem Netz von hochkarätigen Kulturinstitutionen der Städte, der Länder und des Bundes aufs Engste verbunden. Kaum ein anderes Land der Welt weist eine solche Dichte an Museen, Theatern und Philharmonien auf, die kulturelle Traditionen wahren und fortentwickeln. In den deutschen Feuilletons werden die bedeutenderen geisteswissenschaftlichen Publikationen und Kontroversen wahrgenommen und kommentiert. Die Geisteswissenschaften haben in Deutschland eine breite interessierte Öffentlichkeit und eine kulturelle Prägekraft, um die uns nicht nur amerikanische Kollegen beneiden. Wir sollten – bei allem Reformbedarf der deutschen Hochschulen – unsere wissenschaftlichen und kulturellen Stärken nicht beschädigen. Es wäre in Deutschland nicht die erste Reform, die Ergebnisse zeitigt, die niemand gewollt hat.

Dieser Beitrag ist eine gekürzte Version eines Aufsatzes, der unter dem Titel »Die hochschulpolitische Lage und die Zukunft der Geisteswissenschaften in Deutschland« in »Aus Politik und Zeitgeschehen«, Beilage zu »Das Parlament«, Heft 48/2006 erschienen und zusammen mit weiteren Texten auch in der Publikation »Humanismus als Leitkultur« (München: C. H. Beck 2006) enthalten ist.

Selbstgemacht nicht nachgemacht



Gehören Sie zu denen, die auf Qualität und Erfolg der eigenen Leistung vertrauen? Dann stört es Sie sicher, wenn andere sich einfach Ihrer Ideen bedienen, um Profit zu machen und Sie leer ausgehen zu lassen. Beraten und vertreten in allen Fragen des nationalen und internationalen gewerblichen Rechtsschutzes, können Sie etwas dagegen tun.

Als erfolgreich gewachsene Patentanwaltskanzlei betreuen wir von Standorten in Stuttgart, Baden-Baden und Tübingen aus Mandanten im Inland und Ausland. Unser Team aus elf Partnern und mehr als 40 Mitarbeitern verbindet technisches Know-how mit langjähriger juristischer Erfahrung. Im Interesse und zum Schutz Ihres geistigen Eigentums.

Unser Tätigkeitsschwerpunkt liegt dabei auf dem Patentrecht, dem Markenrecht, dem Gebrauchsmuster- und Geschmacksmusterrecht sowie dem Arbeitnehmererfindungsrecht. Darüber hinaus verfügen wir auch über große Erfahrung in Verletzungsprozessen sowie auf benachbarten Gebieten, insbesondere beim Softwarerecht, Vertrags- und Lizenzrecht und bei der Beratung von technologieorientierten Start-up-Unternehmen, vor allem aus dem universitären Umfeld.

Besuchen Sie uns unter www.wwp.de

WITTE, WELLER & PARTNER
PATENTANWÄLTE

Die Bahn 

Probieren geht über studieren: **KulTourBahn-Ticket** 5 Leute, 1 Tag, 18,50 EUR.

Unser Semester-Spar-Tipp: das KulTourBahn-Ticket

Mit dem KulTourBahn-Ticket können Sie die landschaftlichen und kulturellen Highlights entlang der Strecke zwischen Pforzheim und Tübingen besonders günstig erfahren. Das KulTourBahn-Ticket kostet 18,50 Euro* und gilt einen Tag lang für bis zu fünf Personen (KulTourBahn-Ticket Single: 8 Euro). Für alle, die ihr Fahrrad mitnehmen möchten, gibt es zusätzlich das **KulTourBahn-Rad-Ticket** für 2,50 Euro* pro Tag und Fahrrad. Zwischen Horb und Pforzheim wird Ihr Fahrrad kostenlos befördert (* Tarifstand: 04/07).

Weitere Informationen im Kulturbahn-KundenCenter: Bahnhofplatz 1, 72160 Horb am Neckar, Kulturbahn Service-Telefon: 01805 991119 (14 Cent/Minute aus dem Festnetz) oder unter www.bahn.de/kulturbahn.
Die Bahn macht mobil.

DBZugBus
Regionalverkehr
Alb-Bodensee (RAB)

Wir fahren für:
Baden-Württemberg

3-LÖWEN-TAKT
Schon bei 3 Euro mit Bus und Bahn



Foto: Roland Berger Strategy Consultants

Thomas Eichelmann (41) ist Mitglied des Executive Committee von Roland Berger Strategy Consultants und in dieser Funktion zuständig für Human Resources. Der studierte Wirtschaftswissenschaftler leitet zudem vom Standort München aus das weltweite Kompetenzzentrum Financial Services der Strategieberatung.

Gefragte Generalisten

Geisteswissenschaftler haben in der freien Wirtschaft keine schlechten Karten. Im Gegenteil: Die Fähigkeit, sich schnell in komplexe neue Sachverhalte einzuarbeiten, verbunden mit sozialen und kommunikativen Schlüsselqualifikationen, treffen den Nerv einer immer komplexer werdenden Arbeitswelt. Die *attempto!*-Redaktion fragte Thomas Eichelmann von der Unternehmensberatung »Roland Berger Strategy Consultants«, welche Chancen geisteswissenschaftlich ausgebildete Hochschulabsolventen auf dem Arbeitsmarkt haben.

attempto!: Wie beurteilen Sie die Zukunftschancen von Geisteswissenschaftlern auf dem globalen Arbeitsmarkt?

Eichelmann: In den vergangenen Jahren hatten Geisteswissenschaftler vor allem in der freien Wirtschaft einen schweren Stand. Ich glaube aber, dass sich derzeit in vielen Firmen ein Sinneswandel vollzieht. Es ist nicht mehr in erster Linie entscheidend, was jemand studiert hat. Wichtiger sind vielmehr Lernpotenzial und persönliche Begeisterungsfähigkeit des Bewerbers. Das betriebswirtschaftliche Fachwissen, das viele Wirtschaftsunternehmen fordern, können interessierte Geisteswissenschaftler noch neben dem Beruf erwerben.

Haben sich deren Berufschancen in den vergangenen zehn Jahren verbessert oder verschlechtert?

Der Arbeitsmarkt für Akademiker entwickelt sich zurzeit wieder positiv. In einigen Branchen herrscht mittlerweile sogar – teils beträchtlicher – Fachkräftemangel. Davon können auch Geisteswissenschaftler profitieren. Nehmen wir beispielsweise die Beratungsunternehmen: Allein die Top Fünf Strategieberatungen in Deutschland planen im Jahr 2007, insgesamt über 600 neue Berater einzustellen, davon »Roland Berger Strategy Consultants« allein 150.

Worin sehen Sie die besonderen Fähigkeiten von Geisteswissenschaftlern, die sie für einen breiten Arbeitsmarkt befähigen?

Mittlerweile arbeiten schon über 25 Prozent der Geistes- und Sozialwissenschaftler in der freien Wirtschaft, Tendenz steigend. Die Aufgabengebiete und Arbeitsprozesse in den Firmen werden immer vielseitiger und komplexer. Zunehmend werden daher Generalisten verlangt, die sich schnell auf neue Situationen einstellen können. Um erfolgreich zu sein, müssen Mitarbeiter außerdem ausgeprägte kommunikative und soziale Fähigkeiten an den Tag legen – und gleichermaßen logisch denken können. Diese Fähigkeiten bringen viele Geisteswissenschaftler mit, und daher sehe ich für diese Akademiker hier gute Chancen.

Sind Geisteswissenschaftler besonders gute Generalisten?

Meine Erfahrungen mit Geisteswissenschaftlern bei »Roland Berger« sprechen dafür. Allerdings ist ihr Anteil an unserem gesamten Beschäftigtenpool noch zu gering, um jetzt schon eine generelle Aussage dazu ableiten zu können. Die für uns interessantesten Geisteswissenschaftler haben in jedem Fall im Studium gelernt, über den Tellerrand zu blicken und unter-

schiedliche Perspektiven einzunehmen. Das hilft sehr, denn unsere Klienten erwarten genau diese Fähigkeiten von einem guten Unternehmensberater.

Welche Ausbildungsinhalte sollten Geisteswissenschaftlern an den Hochschulen vermittelt werden?

Sicherlich ist es hilfreich, wenn Geisteswissenschaftler neben ihrem primären Fachgebiet ein betriebswirtschaftliches Grundwissen vermittelt bekommen. Darüber hinaus sollten sie die Fähigkeit mitbringen, Problemstellungen analytisch-strukturiert zu hinterfragen. Dabei kommt es besonders auf das quantitative Analysevermögen an. Gleichmaßen ist es sehr wichtig, außerhalb des Hörsaals erste Praxis- und Auslandserfahrung zu sammeln. Andere Sprachen und neue Kulturen erweitern den geistigen Horizont und fördern die Eigeninitiative.

Die Wirtschaft verlangt im Moment vor allem die Ausbildung weiterer Naturwissenschaftler und Ingenieure. Über den Abbau von Geisteswissenschaften wird bereits diskutiert. Ist das aus Ihrer Sicht vernünftig?

Ja und Nein. Natürlich könnte man Lehrstühle oder Wissensgebiete in Frage stellen, die am ›Geist der Zeit‹ vorbei gehen oder die der Gesellschaft aktuell offenbar weniger ›nutzen‹ als andere. In gewisser Hinsicht findet so eine ›natürliche Auslese‹ statt. Das trifft übrigens nicht nur auf die Geisteswissenschaft zu. Trotzdem kommt es meiner Ansicht nach weniger darauf an, was, sondern wie an unseren Hochschulen vermittelt wird. Wir brauchen für die Zukunftsfähigkeit Deutschlands mehr kluge Köpfe, die breit ausgebildet sind, sich gerne Neuem zuwenden und vor allem Spaß am Lernen und Hinterfragen haben. Warum sollte ein guter Naturwissenschaftler nicht auch ein guter Philosoph sein können? Oder ein Historiker ein guter Naturwissenschaftler? Wir müssen uns lösen von zu engen Denkschemata. Darauf beruht übrigens der Erfolg unseres Unternehmens. Wir suchen unternehmerisch geprägte Mitarbeiter mit einer möglichst großen Vielfalt an Talenten. Darauf gründet unser kreatives und innovatives Potenzial.

Sollte sich die deutsche Wirtschaft unter dem Gesichtspunkt lebenslanges Lernen von der Vorstellung einer zu engen Bindung von Studienfach und späterer Berufswahl lösen und dem angelsächsischen Vorbild nacheifern?

Ich denke, wir können vom dualen angelsächsischen Ausbildungssystem einiges lernen. In den USA wie auch in England ist es üblich, im Bachelorstudium seinen Neigungen nachzugehen und nicht von Anfang an ›nur‹ BWL zu studieren, selbst wenn man später eine Karriere in der Wirtschaft anstrebt. Erst im Masterstudium erfolgt dann eine zielgerichtete Zusatzausbildung – für wirtschaftsinteressierte Studenten in der Regel der Master of Business Administration. Die

Tatsache, dass im MBA-Studium angelsächsischer Prägung so viele unterschiedliche Strömungen aufeinander treffen, ist sicherlich bereichernd und macht den Reiz eines MBA-Studiums an einer führenden Hochschule aus. Mit der Umstellung auf Bachelor- und Masterabschlüsse ist der Startschuss in Europa in diese Richtung längst gefallen. Ich würde mir aber wünschen, dass die Hochschullandschaft in Deutschland im Rahmen dieses Prozesses noch deutlich stärker als bisher reformiert wird. Insbesondere ist der Aufbau interdisziplinärer Studiengänge zu intensivieren, woran sich auch ausländische Partnerhochschulen beteiligen sollten.

Das Interview wurde schriftlich geführt.

Geringer Bedarf an Geisteswissenschaftlern

Ergebnis einer attempto!-Umfrage

Führt die häufig gepriesene Vielseitigkeit von geisteswissenschaftlich ausgebildeten Universitätsabgängern auch tatsächlich zur Anstellung in ›fachfremden‹ Branchen? Die natürlich wenig repräsentative Umfrage von attempto! bei drei Unternehmen in der Region lässt diese Schlussfolgerung jedenfalls nicht zu: So arbeiten beispielsweise bei Bosch in Deutschland lediglich 1,6 Prozent Geisteswissenschaftler. Sie sind vor allem im Personalwesen, der Personalentwicklung, Projektleitung und im kaufmännischen Bereich tätig. Laut Auskunft der Pressestelle in Stuttgart rechnet das Unternehmen auch nicht mit einem steigenden Bedarf an Geisteswissenschaftlern bei Bosch.

Nach Auskunft von Daimler-Chrysler liegen dort keine speziellen Auswertungen zum Anteil der geisteswissenschaftlich ausgebildeten Mitarbeiter vor. Er wird mit »eher gering« angegeben. Es sind vorwiegend Pädagogen und Psychologen, häufig mit einer Zusatzqualifikation in Wirtschaftswissenschaften, die besonders im Personalbereich eingesetzt sind. Wie die Stuttgarter Zentrale des Unternehmens mitteilt, wird der Bedarf an Geisteswissenschaftlern im Verhältnis zu Natur- und Wirtschaftswissenschaftlern als »sehr gering« eingeschätzt.

Der Anteil von Mitarbeitern mit geisteswissenschaftlichem Bildungshintergrund lässt sich bei dem Balingener Traditionsunternehmen Bizerba innerhalb der Personalstatistik »quantitativ kaum benennen«, wie aus der Pressestelle der Firma zu hören ist: »Wir beschäftigen im Bereich Personalentwicklung eine Psychologin sowie darüber hinaus einige Pädagogen, jedoch nicht in ihrem ursprünglichen Beruf.« Auch der mittelfristige Bedarf an Universitätsabsolventen werde sich bei Bizerba fast ausschließlich auf Natur- und Wirtschaftswissenschaftler erstrecken.

FÖR



Foto: Rößler

Auch wenn die Jobsuche zunächst ein dorniger Weg ist, werden viele Geisteswissenschaftler langfristig in den Arbeitsmarkt integriert.

Lieber Marketing als Montesquieu?

Von Sebastian Niesar

Welche Chancen haben Geisteswissenschaftler auf dem Arbeitsmarkt? Mit 5,4 Prozent fällt die Quote arbeitsloser Akademiker gemessen an der Gesamtzahl der Arbeitslosen gering aus. Dennoch suchten im September 2005 laut Arbeitsagentur insgesamt 160 421 Universitätsabsolventen eine Beschäftigung. Die Zeitschrift *Der Spiegel* will kürzlich herausgefunden haben, wer sich hauptsächlich in den Jobcentern aufhält: die Geisteswissenschaftler. Sind sie die zukünftige akademische Unterschicht? Ganz so eindeutig sind die Ergebnisse nicht, wie andere Studien belegen.

Wie *Der Spiegel* in einem im Dezember 2006 erschienenen Artikel (»Am Leben vorbei studiert«) ausführt, hängen Berufschancen vor allem vom Fach ab. Nach einer umfangreichen Absolventenbefragung in Zusammenarbeit mit der Unternehmensberatung McKinsey stellte das Magazin mit Blick auf den Berufseinstieg fest: »Als Verlierer stehen vor allem die Geisteswissenschaften da.« Demnach werden Naturwissenschaftler, Ingenieure und Betriebswirte mit Kussband in die Arbeitswelt aufgenommen, während Geisteswissenschaftler als »Prekariat« (neue Unterschicht) darben. Bezüglich des Einstiegsgehalts, der Dauer der Arbeitssuche und der Anstellungsverträge lägen Absolventen der Natur-, Ingenieur- oder Wirtschaftswissenschaften weit vor denen der Geisteswissenschaften. Dem Bericht zufolge besteht ein extremes Ungleichgewicht auf dem Arbeitsmarkt. In Zukunft also lieber Marketing als Montesquieu? Eine Aussage der Bundesagentur für Arbeit scheint die *Spiegel*/McKinsey-Untersuchung zu bestätigen: »Ein originärer Arbeits-

markt in dem Sinne, dass außerhalb von Hochschulen oder der öffentlichen Hand explizit Germanisten oder Literatur- und Kulturwissenschaftler gesucht wurden, ist auch 2005 kaum zu erkennen.« Der schon in den vorangegangenen Jahren im öffentlichen Sektor durchgeführte Abbau von Personal sowie die Einstellung von Projekten und Kürzungen im Kulturhaushalt setzen sich fort. Unter den Geisteswissenschaftlern hätten die Germanisten und Historiker die größten Schwierigkeiten, eine angemessene Arbeit zu finden.

Die nüchternen Fakten der Bundesagentur zeigen jedoch eine andere Tendenz auf als die Aussagen der Absolventenstudie des *Spiegel*. Nach Studiengängen aufgeschlüsselt, ist die Lehrergruppe am stärksten von Arbeitslosigkeit betroffen (September 2005: 20 778). Danach folgten Betriebswirte an zweiter Stelle (19 017), während Ingenieure die nächsten Plätze einnahmen (Maschinenbau 14 939; Bauingenieure 13 020; Elektroingenieure 11 129). Geisteswissenschaftler



Sebastian Niesar

absolvierte an der Universität Erfurt den Bachelor of Arts im Bereich der Sozialwissenschaften und Kommunikationswissenschaften. Er nahm danach das Masterstudium der Friedensforschung/ Internationale Politik an der Universität Tübingen auf.

liegen mit 11 765 gemeldeten Arbeitslosen noch hinter den Sozialwissenschaftlern (12 774) und vor den Juristen (9714). Während die Nachfrage von Unternehmen nach Ingenieuren dafür sorgt, dass die Stellensuche dieser Gruppen nicht allzu lange dauert, sind die Aussichten der Wirtschaftswissenschaftler anscheinend nicht so rosig, wie der *Spiegel* suggerieren möchte. Richtig bleibt, dass sich die Beschäftigungsmöglichkeiten der Geisteswissenschaftler in den entsprechenden Tätigkeitsfeldern, wie sie an Hochschulen, Bibliotheken oder Museen zu finden sind, in sehr engen Grenzen halten.

»Die Geisteswissenschaftler machen einen zunehmenden Anteil unter den Hochschulabsolventen aus. 2005 waren 54.000 der 252.000 deutschen Hochschulabsolventen Geisteswissenschaftler, das heißt 22 Prozent der Absolventen des Jahres 2005. 1995 waren es erst 41.000 oder 18 Prozent aller Absolventen.«

Aus einer Pressemitteilung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung zum »Jahr der Geisteswissenschaften«

Dennoch wird gerade außerhalb der traditionellen Arbeitsplätze die Stärke der Geisteswissenschaftler sichtbar. Der Soziologe Detlef Gernand von der Universität Düsseldorf hält die Auslegung des *Spiegel*-Artikels hinsichtlich der Natur- und Wirtschaftswissenschaften für einseitig. Eine erste eigene Absolventenbefragung der Universität ergab, dass zumindest in Düsseldorf kein Problem von Geisteswissenschaftlern beim Übergang zum Arbeitsmarkt ersichtlich ist. Vor allem ihre Flexibilität schafft unverhoffte Möglichkeiten. »Geisteswissenschaftler haben den Vorteil, für Themen, die weiter vom Fachgebiet weg sind, offen zu sein. Sie können sich in fremde Materie einarbeiten.« So veröffentlichte beispielsweise das Börsenblatt *Das Wertpapier* unter anderem Artikel für Kleinaktionäre, die auch für Nichtspezialisten verständlich sein müssten. Geisteswissenschaftler könnten sich, auch ohne Fachkenntnisse, in das Stoffgebiet einarbeiten. Wirtschaftswissenschaftler und Techniker hätten dagegen Probleme damit, ihr Spezialwissen allgemeinverständlich auszudrücken.

Bernhard Hohn, Experte vom »Arbeitsmarkt-Informationsservice« (AMS) – einer Einrichtung der Arbeitsagentur – betont, dass Studierende der Geisteswissenschaften mit ihrem Abschluss nachweisen, dass sie mit Stresssituationen umgehen können. Zu den Aufgaben eines Studierenden gehöre es, Vorträge zu halten, unter Zeitdruck zu arbeiten, schriftliche Arbeiten anzufertigen und mit Menschen Kontakt zu schließen. Ein Vorteil von Geisteswissenschaftlern liege in der Sprachorientierung – sie zeigten sich oftmals sprachgewandter. Eine Absolventenbefragung des Hochschul-Informationssystems

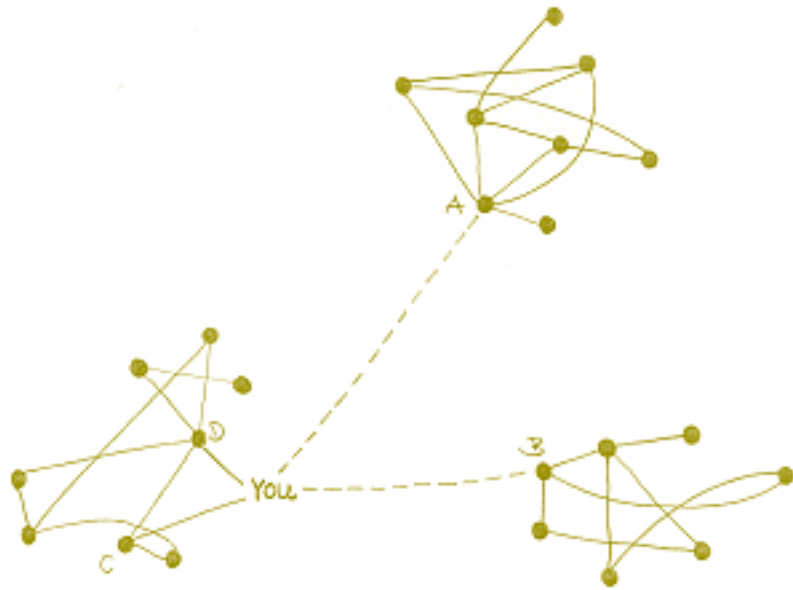
(HIS) bestätigt den sozialen Kompetenzvorteil von Geistes- und Sozialwissenschaftlern gegenüber anderen Hochschulabsolventen.

Trotz dieser Vorteile verstehen es nicht alle geisteswissenschaftlichen Absolventen, ihr Potenzial auszuschöpfen. Detlef Gernand kennt als Leiter des Praktikumsbüros der Universität Düsseldorf die Defizite: Geisteswissenschaftler sind »mental an den schöngeistigen Dingen dran und haben eine Schere im Kopf, sie müssen aber auch für fachfremde Themen offen sein, wie zum Beispiel im Personalwesen.« Dazu kommt eine ausbaufähige Eigenpräsentation: »Manchmal fehlt ein gesundes Selbstbewusstsein – man ist stolz auf das, was man studiert, aber man muss es auch nach außen vermarkten.« Auch Bernhard Hohn ermutigt die Geisteswissenschaftler, ihre Kommunikationsfähigkeit nicht unter den Tisch zu kehren. Und er gibt zusätzlich den Rat, sich Vokabular und Basiskenntnisse aus dem wirtschaftlichen und kaufmännischen Bereich anzueignen.

Eine weitere HIS-Studie, speziell zu den Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaften, widerspricht den Befunden aus der *Spiegel*-Befragung in zweierlei Hinsicht. Grundsätzlich wird bestätigt, dass Geisteswissenschaftler im Vergleich zu anderen Universitätsabsolventen im Nachteil sind, wenn es darum geht, eine angemessene Stelle zu finden. Unterqualifizierte Positionen, Kurzarbeiten und Selbstständigkeit sind vor allem beim Übergang zur Beschäftigung zu finden. »Langfristig jedoch – das zeigen unsere Befragungen fünf Jahre nach Studienabschluss – werden die meisten von ihnen [Geistes- und Sozialwissenschaftler] in den Arbeitsmarkt integriert sein«, so die HIS-Studie. Auch im Hinblick auf die Einstiegsgehälter ist die Auswertung von McKinsey und *Spiegel* verzerrt. Wird, wie in der HIS-Studie, das Gehalt der Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaftler um die dort häufig anzutreffenden Volontariate bereinigt, verdienen die Absolventen durchaus so viel wie zum Beispiel die Vertreter der Jurisprudenz.

Daneben zeigt die Studie Einflussfaktoren für Beschäftigungsperspektiven von Sozial- und Geisteswissenschaftlern auf. Neben der wirtschaftlichen Konjunktur und der öffentlichen Haushaltslage bestimmt zunehmend der Wirtschaftswandel die Berufschancen. Der Übergang zur Wissensgesellschaft und die Ausweitung des Dienstleistungssektors verlangt vor allem nach Arbeitskräften mit einem hohen Grad an kommunikativen Fähigkeiten und interpersonellen Kompetenzen. Und genau dort sind der Studie zufolge die Geisteswissenschaftler überlegen.

Die These von *Spiegel* und McKinsey, dass Geisteswissenschaftler »am Leben vorbei studieren«, bleibt gewagt. »Schließlich«, so ein Kommentar auf *e-fellows*, einem wirtschaftsorientierten Karrierenetzwerk, »kann man das Ergebnis auch so interpretieren, dass sich Geisteswissenschaftler den gebotenen Realitäten mit viel Flexibilität stellen. Und das ist nicht am Leben vorbei, sondern mitten drin«.



Das Netzwerk – eins der möglichen Modelle zur Förderung geisteswissenschaftlicher Forschung.

Quelle: Jansen, Dorothea, Einführung in die Netzwerkanalyse, S. 188.

Förderung im Dreierpack

Freiräume für geisteswissenschaftliche Forschung schaffen, ihre internationale Vernetzung unterstützen und der besonderen Arbeitsweise dieser Wissenschaftsgruppe Rechnung tragen: Dies alles sollen Förderprogramme leisten, die in jüngster Zeit zur Stärkung der Geisteswissenschaften ins Leben gerufen wurden – drei Beispiele.

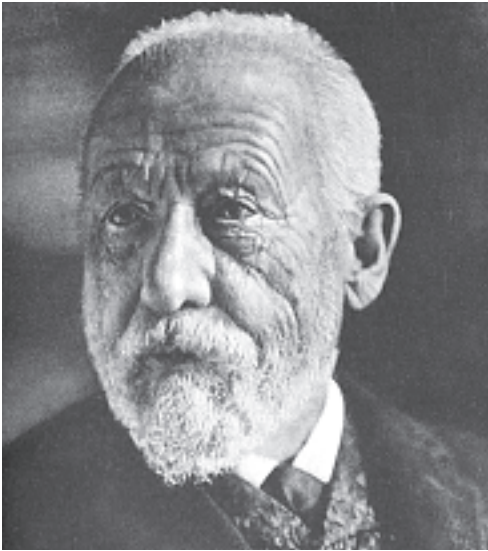
Die »Initiative Pro Geisteswissenschaften«

»Pro Geisteswissenschaften« – unter diesem Titel verfolgen die »Fritz Thyssen Stiftung« und die »Volkswagen Stiftung« seit 2005 gemeinsam mit dem »Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft« und der »ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius« zwei Ziele: Sie möchten auf die imposanten Forschungsleistungen dieser Wissenschaftsgruppe aufmerksam machen, die zu Unrecht in den Schatten der wissenschaftspolitischen Aufmerksamkeit geraten sind. Und sie möchten die Geisteswissenschaften zu weiteren Spitzenleistungen stimulieren – und zwar mit Förderangeboten, die ausdrücklich auf die Arbeitsweise von Geisteswissenschaftlern zugeschnitten sind.

Nicht, dass es keine erfolgreichen geisteswissenschaftlichen Forschungsverbände oder Sonderforschungsbereiche gäbe. Auch zeigen hunderte von Geisteswissenschaftlern, dass es möglich ist, erfolgreich in Zwei- oder Drei-Jahres-Projekten zu arbeiten. Aber das Leistungspotenzial der Geisteswissenschaften wird nicht ausgeschöpft, wenn die heute dominierenden Förderformen auf die konkrete Forschungsarbeit als Zwang zu Kurzatmigkeit und Oberflächlichkeit, als Druck auf möglichst schnelle Publizierbarkeit oder als Verhinderung von langfristigem Wissens- und Kompetenzerwerb oder eingehender Recherche wirken.

Die beiden Förderformen der »Initiative Pro Geisteswissenschaften« sind im Format bewusst schlicht gehalten – um auf der anderen Seite an die Projekte höchste inhaltliche Anforderungen zu stellen. Erfolgreichen Antragstellern wird in erster Linie Forschungszeit bereit gestellt, den promovierten »Dilthey-Fellows« zunächst fünf Jahre, freigestellten Spitzenforschern in der Programmlinie »opus magnum« bis zu zwei Jahre. In beiden Fällen sollen genuine Forschungsarbeiten ermöglicht werden, die als individuelle Leistung die Forschung auf neuen, kaum betretenen Feldern voranbringen. Es sind in den Geisteswissenschaften eben auch – das ist die Überzeugung der Projektpartner – einzelne Forscherpersönlichkeiten, die mit ihren Ergebnissen Diskurse in der Fachwelt wie in der Öffentlichkeit (mit-)bestimmen können.

Auf der Seite der Forschungsförderer und der befragten Gutachter bedeutet das zum einen, dass die vorgelegten Projekte mit besonderer Sorgfalt und Sensibilität für das Neue, das Innovative und den abweichenden Zugang beurteilt werden müssen. Und es bedeutet zum anderen, dass den geisteswissenschaftlichen Forscherinnen und Forschern auf der Grundlage solcher Beurteilungen Vertrauen entgegengebracht wird – Vertrauen, ein Thema zu entwickeln und die Ergebnisse in



Quelle: Bildnisse berühmter Mitglieder der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Der Philosophieprofessor Wilhelm Dilthey (1833–1911) gilt als großer Historiker, Lehrer und Anreger der Geisteswissenschaften.

Prozessen sorgfältigen Abwägens in Fachdiskursen zu erarbeiten. Denn erst auf dieser Grundlage können die Geisteswissenschaften seriös und legitim jene Orientierungsfunktion in gesellschaftlichen Fragen erbringen, die von ihnen in der Öffentlichkeit erwartet wird.

Förderangebote, die sich an die Geisteswissenschaften richten, müssen daher Freiräume zur Reflexion bieten und sich von allzu simplen Modellen eines linearen wissenschaftlichen Fortschritts fern halten. Mit den »Dilthey-Fellowships« und dem »opus magnum«-Freistellungsangebot sollen daher umfassende Syntheseleistungen und grundlegende Aufarbeitungen breiter Gegenstandsbereiche genauso Unterstützung finden können wie die pointierte Darlegung neuer Thesen oder die konsequente Weiterentwicklung eigener Zugänge zu einem neuen Forschungsbereich. Forschungsförderung pro Geisteswissenschaften bedeutet, ganz unterschiedliche Modelle des wissenschaftlichen Arbeitens zuzulassen: Kooperation wie Konzentration, Verbünde und arbeitsteilige Vorhaben wie Individualforschung und auch jene Form fachübergreifenden Wissens, die früher einmal Gelehrsamkeit hieß.

Marcus Beiner (Koordinator der »Initiative Pro Geisteswissenschaften«)

Die »Förderinitiative Geisteswissenschaften« der Deutschen Forschungsgemeinschaft

»Man müsste neue Möglichkeiten bieten, einen Raum schaffen, in dem die Eigenheiten geisteswissenschaftlicher Forschungspraxis wieder Platz finden. Dinge wie Zeit zum Denken, Raum für Unerwartetes, Freiräume für Spontaneität, für das noch nicht Machbare und für das noch nicht Begreifbare, für probierendes Vorgehen bei Fragen und Zusammenhängen, die noch roh, vielleicht noch unverstanden oder noch nicht greifbar vor einem liegen. Kurz: Bedingungen schaffen, die Kreativität fördern, Experimentelles und Risiko zulassen.«

So ähnlich lauteten die Überlegungen, als sich im Jahr 2003 der Beirat der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) beschlossenen »Förderinitiative Geisteswissenschaften« Gedanken über die zukünftige Gestaltung von Förderprogrammen für die Geisteswissenschaften machte. Herausgekommen ist ein Katalog von Fördermöglichkeiten, der in besonderem Maße die Belange der Geisteswissenschaften berücksichtigt. Dazu zählen die Unterstützung der Netzwerkbildung für Nachwuchswissenschaftler, neue Perspektiven für langfristige Forschungsvorhaben, die Möglichkeit zur zeitweisen Freistellung von Lehr- und Verwaltungsaufgaben, aber auch neue Gestaltungsmöglichkeiten für Forschungsverbünde.

Einstweilen abgeschlossen werden diese Bemühungen durch die unlängst gestartete Ausschreibung für die Einrichtung von »Kolleg-Forscherguppen«. Leitend bei der Entwicklung dieser besonderen Form von Forschergruppen waren auch hier die eingangs genannten Überlegungen, vor allem aber auch die Erkenntnis, dass Zeit für die eigene Forschung einen zentralen Bedarf in der geisteswissenschaftlichen Arbeit darstellt. Insbesondere bei den koordinierten Forschungsprojekten, wie Forschergruppen, Sonderforschungsbereichen, Graduiertenkollegs oder Schwerpunktprogrammen, kann man seit vielen Jahren die widersprüchliche Entwicklung beobachten, dass es den besonders ausgewiesenen Vertretern eines Faches zwar oft erfolgreich gelingt, einen Antrag zur Bewilligung zu bringen, dass sie dann aber von der eigenen Forschung durch Organisations- und Verwaltungsaufgaben abgehalten werden. Hintergrund dafür ist die langjährig akzeptierte Vorstellung, dass es eine Rollenverteilung und Arbeitsteilung zwischen den Wissenschaftlertypen »genialer und kreativer Denker« und dem »Drittmittel-Manager« gibt. Diese Annahme geht aber an der Realität vorbei, denn tatsächlich handelt es sich bei beiden um den gleichen Personenkreis, der beide Rollen wahrnimmt, dessen Aufgabenschwerpunkt sich aber im Laufe der Karriere zunehmend in Richtung Drittmittel-Akquise verschiebt.

Die Forschungspraxis in den Geisteswissenschaften ist aber in weitaus geringerem Umfang als in anderen Wissenschaftsbereichen delegierbar. Alle Phasen, von der Materialerhebung bis zur Niederschrift der Ergebnisse, stellen eigenständige kognitive Prozesse der Erkenntnisgewinnung dar, die in hohem Maße von der Persönlichkeit der Forscherin oder des Forschers abhängen. Daher war es notwendig, auch für die kooperative Forschung Förderangebote anzubieten, die dieser Situation Rechnung tragen. Die »Kolleg-Forschergruppen« sollen genau das ermöglichen: Freiräume für ausgewiesene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler schaffen, damit diese gemeinsam mit auswärtigen Kollegen, die für einen längeren Zeitraum als *fellows* an die »Kolleg-Forschergruppen« gerufen werden, arbeiten können und dadurch in einem bestimmten Arbeitsfeld ein weithin sichtbares Zentrum an der jeweiligen Universität bilden.

Dr. Jeroen Verschragen (Programmdirektor Geisteswissenschaften),
Dr. Jutta Rateike (Bereich Presse und Öffentlichkeitsarbeit)



Zeit und Raum zum Denken für die Geisteswissenschaften
(Ernst Mach: Antimetaphysische Vorbemerkungen)

In: Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen

Die Initiative »Freiraum für geisteswissenschaftliche Forschung« des Bundesforschungsministeriums

Parallel zum »Jahr der Geisteswissenschaften« 2007 will das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) einen forschungspolitischen Paradigmenwechsel einleiten. Mit der Initiative »Freiraum für die geisteswissenschaftliche Forschung« soll es erstmals eine strukturstärkende und nachhaltige Förderung für die Geisteswissenschaften geben. Dabei geht es in erster Linie um mehr Zeit für die Forschung. Ein Kernelement der Förderinitiative sind ferner die »Internationalen Kollegs für geisteswissenschaftliche Forschung« mit dem Ziel, die Internationalisierung der Geisteswissenschaften zu fördern. Das BMBF will mit dieser Maßnahme zum einen die Potenziale dieser Wissenschaftsgruppe stärken und gleichzeitig ihren international hohen Standard erhalten.

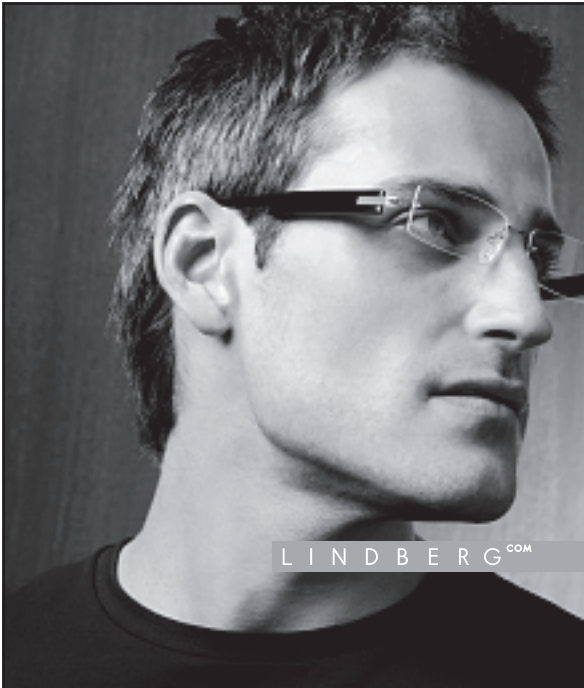
Die Initiative »Freiraum für geisteswissenschaftliche Forschung« ist auf zwölf Jahre angelegt. Entscheidend ist dabei eine internationale Wahrnehmung und Vernetzung der deutschen Geisteswissenschaften. Für das Programm sind pro Kolleg und pro Jahr bis zu zwei Millionen Euro vorgesehen. Die Laufzeit beträgt sechs Jahre und kann um weitere sechs Jahre verlängert werden.

Die »Internationalen Kollegs« richten sich an herausragende Geisteswissenschaftler an deutschen Hochschulen. Sie sollen die Möglichkeit bekommen, eine international und europäisch sichtbare und wirksame Schwerpunktbildung der deutschen Geisteswissenschaften voranzutreiben und die Verbindungen

zu ausländischen Forschungsschwerpunkten und Einrichtungen zu stärken. Gefördert werden wissenschaftliche Fragestellungen, die eine internationale oder vergleichende Perspektive in besonderem Maße bedingen. Dabei sollen international hochrangige Fachkollegen in die Forschungsarbeit einbezogen werden. Der Austausch mit anderen Forschungsrichtungen soll zur Entwicklung neuer Methoden beitragen und gleichzeitig helfen, andere Ansätze besser zu verstehen. Nach dem Motto »gemeinsam ans Ziel« ist es entscheidend, sowohl disziplinäre als auch regionalspezifische Forschungsk Kooperationen zu verstärken. Gleichzeitig sollen insbesondere die kleinen Fächer verstärkt in die Zusammenarbeit mit eingeschlossen werden.

Die »Internationalen Kollegs für Geisteswissenschaftliche Forschung« sollen Freiräume schaffen: als Orte des persönlichen Austausches, der ungestörten Entwicklung von Ideen, Methoden und Theorien und der weitgehenden Freistellung von administrativen Aufgaben. Und sie sollen ihre Forschungsarbeit in die Universität hineinbringen. Im Sinne der *universitas* sind beispielsweise Ringvorlesungen, Kolloquien oder Sommerakademien zu den jeweiligen Ausrichtungen der Kollegs denkbar. Außerdem soll sich die Integration von Gastwissenschaftlern aus dem Ausland positiv auf Lehre und Forschung an den Universitäten auswirken.

Dr. Angelika Willms-Herget (Referatsleiterin Geisteswissenschaften),
Katrin Hagedorn (Pressestelle)



LINDBERG.COM

Bei Ihrem Augenoptiker

**BRILLEN
CONTACTLINSEN
HÖRGERÄTE**

angenehm anders



**Strebelt
Hiltwein
OPTIK** GmbH

www.strebelt-hiltwein.de

2 x in Tübingen

Lange Gasse 29-31 72070 Tübingen Tel. 0 70 71/2 22 96 Fax 0 70 71/2 76 35 www.strebelt-hiltwein.de	Europaplatz 2/1 (Eingang Karlstraße) 72072 Tübingen Tel. 70 71/36 70 76 Fax 0 70 71/36 72 57
--	--

Es gibt einen Ort, an dem sich
Prioritäten nur in eine Richtung
verschieben: in Ihre.



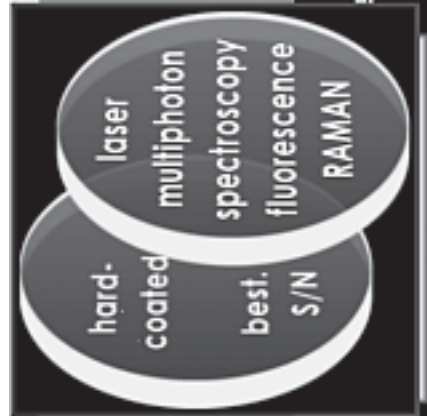
Technologiaparks Tübingen-Reutlingen GmbH, Gerhard-Kindler-
Straße 8, 72770 Reutlingen, Tel. 07121 909799-0, www.ttr-gmbh.de

MARKTERFOLG



FORSCHUNG

www.ahf.de



high precision optical filters

ahf analysentechnik



Foto: Rößler

Die Geisteswissenschaften sollen die Scheu der »kleinen Brüder« ablegen und sich selbstbewusst bemerkbar machen, damit sie gehört werden.

Initialzündung für mehr Selbstbewusstsein?

Von Martin Thomé

Sie sind überall präsent, aber keiner nimmt sie richtig zur Kenntnis: Im »Jahr der Geisteswissenschaften« 2007 haben die etwa 100 verschiedenen Disziplinen dieses Wissenschaftszweigs die Chance, die Öffentlichkeit nachhaltig über ihre gesellschaftliche Bedeutung aufzuklären. Freilich kommt es darauf an, was sie daraus machen.

Ein »Jahr der Geisteswissenschaften« braucht eine Klammer, die etwa 100 Fächer mit ihren doch sehr unterschiedlichen Gegenständen verbindet und zugleich die ganze Breite der Geisteswissenschaften, von Archäologie bis Philosophie und von Linguistik bis Kunstgeschichte, mit ihren jeweiligen Eigenarten berücksichtigt. Diese Klammer ist die Sprache. Geisteswissenschaften leben aus dem Wort. Sie sind wortorientiert, auch wenn sie sich mit Kunst, Musik, Ritus oder Logik befassen. Mit Worten bilden sie Wirklichkeit ab. Sie dokumentieren, erschließen und schaffen Welt-Bilder.

Kulturelle Erzeugnisse übersetzen

Dabei sind die Geisteswissenschaften ebenso mit der Analyse wie mit der Deutung und Bestimmung ihrer Gegenstände beschäftigt: Ihre Interpretationen bringen zugleich neue kulturelle Setzungen hervor. Die Geisteswissenschaften bewahren, erschließen und vermitteln kulturelles Gedächtnis und bringen ihre Gegenstände – die Erzeugnisse menschlichen Geistes – zum Sprechen. Dieser komplexen Binnenstruktur der Geisteswissenschaften trägt das Konzept des »Jahres« Rechnung, indem es gleichermaßen Forschungsinstitute wie

Museen, Sprachwissenschaften wie Kunst, den Dialog mit den Naturwissenschaften wie die Impulse der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften einbezieht.

Denn Geisteswissenschaften sprechen durchaus verschiedene Sprachen: Da sind eben nicht nur die Linguisten, sondern ebenso die Musikwissenschaftler, Kunsthistoriker, Archäologen und Sinologen, die Philosophen und auch die Germanisten, die in ihren jeweiligen Fach-Sprachen zugleich die vielfältigen kulturellen Erzeugnisse der Menschheit übersetzen – füreinander und für die Gesellschaft insgesamt. Diese Übersetzungsfunktion der Geisteswissenschaften, die ganz vielfältige Formen annimmt und sich keineswegs nur im Übertragen von Texten erschöpft, ist vielleicht die wichtigste Aufgabe dieser Fächer: das »ABC der Menschheit« – so das Motto des »Jahres« – zu buchstabieren und damit die Verständigung über kulturelle Identität, ihren Ursprung und ihre Zukunft in Gang zu halten – in der eigenen Kultur ebenso wie in der Begegnung mit den fremden Kulturen. Romanisten und Japanologen sind eben nicht nur Fachleute für die Übertragung von Vertragstexten oder klassischer Literatur, sondern stellen überhaupt erst die Basis bereit – das Verständnis anderer Kul-



Martin Thomé

hat Philosophie und Katholische Theologie studiert und wurde in Freiburg promoviert. Er ist Referent in der Geschäftsstelle der Leibniz-Gemeinschaft und wurde für die Koordination des »Jahres der Geisteswissenschaften« an das BMBF abgestellt.

turen und Denkweisen –, auf der man beginnen kann, Verträge auszuhandeln und Literatur zu verstehen.

Ein »Jahr der Geisteswissenschaften« lebt von den vielen Partnern, die sich daran beteiligen und die vielfältigen Leistungen, Methoden, Themen und Handlungsfelder der Geisteswissenschaften sichtbar machen. Das bedeutet zum einen, dass alle Einrichtungen sich beteiligen können, die »Austragungsorte« der Geisteswissenschaften sind – ob in Forschung oder Vermittlung, in Lehre oder praktischer Umsetzung. Das heißt zum anderen: Sie alle sind aber auch aufgerufen, sich zu beteiligen mit Aktionen, die sich an die breite Öffentlichkeit wenden und ungewöhnliche Formate wählen, jenseits der »klassischen« Tagungs- und Vortragsform. Um die angestrebte Sichtbarkeit zu gewährleisten, stellt das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) als Initiator der »Wissenschaftsjahre« mit einer bundesweiten PR-Kampagne eine Plattform bereit, auf der sich die Partner mit ihren Ideen in der breiten Öffentlichkeit präsentieren und das, was sie tun, vermitteln können.

Geisteswissenschaften hautnah erfahren

Denn daran scheint es auf den ersten Blick vor allem zu hängen: dass die Geisteswissenschaften zwar überall in unserer Lebenswelt präsent sind, aber nicht wahrgenommen werden (und sich manchmal auch gar nicht darum bemühen wollen). Dabei kann man im Theater, Konzert oder einer Ausstellung das, was Geisteswissenschaften ausmacht, geradezu hautnah erfahren: am Gegenstand selbst, der sich durch ihre Arbeit erschließt. Kein Konzert ohne Musikwissenschaft, die für die kritische Partitur-Edition sorgt; keine Ausstellung ohne Kunst- und Geschichtswissenschaft, die die relevanten Zusammenhänge herausarbeiten – die Reihe lässt sich leicht fortsetzen. Unsere Lebenswelt ist von Geisteswissenschaften geradezu durchsetzt. Darum sollte es ihnen eigentlich ein Anliegen sein, sich einmal so zu zeigen, wie sie wirklich sind: nicht indem sie sich mühsam legitimieren und defensiv versuchen, sich als Anhängsel einer naturwissenschaftlich-technischen Welt durch die Beschwörung des Wahren, Guten und Schönen einen Rest Achtung zu erhalten, sondern indem sie selbstbewusst deutlich machen, dass sie nicht erst durch ein ökonomisches Nutzen-Kalkül ihre Daseinsberechtigung erhalten. Freilich gibt es vielfältige Stimmen, die den Geisteswissenschaften die Zurückgezogenheit im Elfenbeinturm als wesentliches Charakteristikum zuschreiben. Ab und an wird diese gar von den Geisteswissenschaften selbst als wünschenswerte Haltung dargestellt: die *apathia*, die Leidenschaftslosigkeit des außen stehenden Beobachters, der nur durch diese Haltung in der Lage sei, seinen Forschungsgegenstand objektiv und ohne Verzerrung durch innere Beteiligung richtig zu deuten. Wenn also die Zurückhaltung der Geisteswissenschaften dem »Markt« gegenüber auch manchmal mit diesem

Argument begründet wird, so geschieht sie doch wohl weit öfter vor allem aus Sorge, andernfalls womöglich von diesem vereinnahmt und flugs unter das ökonomische Kosten-Nutzen-Kalkül gestellt zu werden. Doch wenn sie ihrer Aufgabe der Deutung und kritischen Reflexion gerecht werden wollen, dann müssen sie geradezu hinaus auf den »Markt«, die Menschen dort draußen ins Gespräch verwickeln und die gesellschaftlichen Gruppen für ihre Anliegen interessieren und begeistern – damit sie wahrgenommen, gehört und ernst genommen werden.

Ein »Jahr der Geisteswissenschaften« ist keine Alibi-Veranstaltung, mit der ein schleichender Abbau von Lehrstühlen kaschiert werden soll. Es ist auch kein Feigenblatt, hinter dem sich die Blöße der hehren Nutzlosigkeit eines Wissenschaftszweiges versteckt. Es ist vielmehr die Initialzündung für ein neues, selbstbewusstes Auftreten der Geisteswissenschaften in der Öffentlichkeit: nicht mit der Scheu der »kleinen Brüder« der großen und eigentlichen »Wissenschaften«, nicht nur als Sachwalter des Schöngestigen und als Garant für Erbauung jenseits des tristen Alltagslebens, sondern als Wissenschaften, die für eine umfassende Welterschließung und die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft unverzichtbar und notwendig sind.



Plakat des Bundesforschungsministeriums zum »Jahr der Geisteswissenschaften«



Foto: Koller

Auch auf die Verpackung interessanter Inhalte kommt es an. Für die Geisteswissenschaften wird ein lustvollere Umgang bei der Popularisierung ihrer Ergebnisse gefordert.

Verbesserungswürdige Selbstdarstellung

Von Frank Baasner

Auch die Geisteswissenschaften haben ein Recht auf ergebnisoffene Forschung. Aber gleichzeitig sollten sie sich bemühen, den Bezug zur Praxis herzustellen und ihre Erkenntnisse in die Welt zu tragen. Berührungsängste sind nicht förderlich.

Wissenschaft ist kein Luxus. Wissenschaft ist die Grundlage des Fortschritts, des Wohlstands in unserer Gesellschaft und unserer hohen Lebenserwartung. Die europäischen Staaten müssen mehr und nicht weniger in Wissenschaft investieren, wenn sie ihre Innovationskraft erhalten wollen. So weit, so gut. Und doch kommen in Zeiten knappen Geldes die Ausgaben für Wissenschaft auf den Prüfstand. Im Wettbewerb um Fördergelder, öffentliches Ansehen und Ausstrahlung tun sich einige Fächer offenbar leichter als andere, und wie schon in früheren Jahren haben auch jetzt die Geisteswissenschaften die größte Mühe, für sich zu werben.

Was ist bei ihnen anders? In der öffentlichen Debatte wird meist pauschal zwischen Natur- und Geisteswissenschaften unterschieden. Diese Zweiteilung verdeckt die Tatsache, dass es neben diesen beiden wissenschaftlichen Kulturen den großen Bereich der Anwendungswissenschaften gibt. Zu diesen gehören alle Fächer, deren Nützlichkeit niemand infrage stellen würde, ja darunter sind diejenigen, die im Moment das höchste Ansehen genießen: Ingenieurwissenschaften, Medizin, Betriebswirtschaftslehre oder Jura, um nur die größten zu nennen. Kurioserweise wird den Naturwissenschaften, wie etwa der Physik, pauschal Nützlichkeit zugestanden, weil sie ja als

Grundlagenwissenschaft zum Beispiel für die Ingenieurwissenschaften unverzichtbar ist. Dabei ist völlig unerheblich, dass viele der Forschungsansätze in der Physik nie zu einer praktischen Anwendung führen, also nutzlos bleiben – denn zum Wesen der Forschung gehört, dass man vorher nicht weiß, was nachher herauskommt. Das stört im Fall der Physik (Chemie, Biologie, Mathematik) niemanden.

Jeder glaubt, mitreden zu können

Ganz anders sieht es aus, wenn man die Geisteswissenschaften als Grundlagenforschung etwa für die Betriebswirtschaftslehre bezeichnet. Vermutlich würde das kaum jemand glauben, vor allem aber würde man denken, dass für das bisschen Kulturanalyse, Geschichtstheorie oder Sprachwissenschaft, auf die ein Betriebswirt vielleicht zurückgreifen muss, doch nicht gleich ganze Fächer erforderlich sind. Man gesteht den Geistes- und auch den Sozialwissenschaften nicht zu, was man den Naturwissenschaften gerne einräumt: ergebnisoffene Forschung, deren Nutzen sich erst zeigen wird oder sich womöglich gar nie einstellt. Woran liegt das? Der Unterschied zwischen den Geisteswissenschaften und den Naturwissenschaften liegt nicht in der Stringenz der wissen-



Frank Baasner

hat in Bonn, Bologna und Tübingen Romanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft studiert. Nach der Habilitation in Tübingen wurde er Professor in Erlangen-Nürnberg und Mannheim. Derzeit ist er Direktor des Deutsch-Französischen Instituts Ludwigsburg.

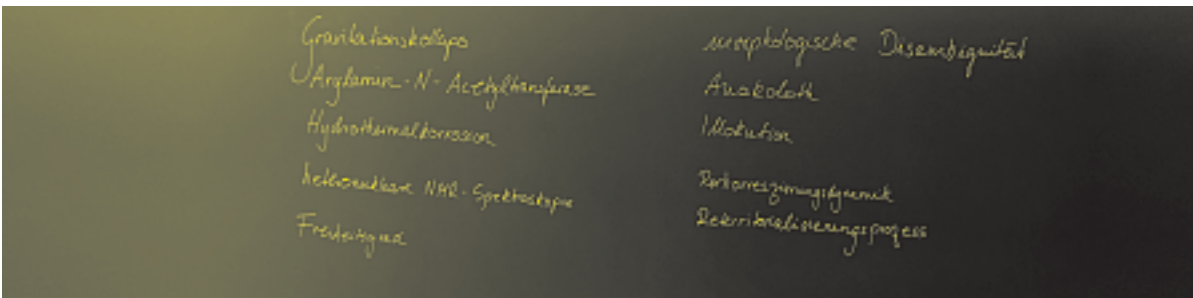


Foto: Koller

Unverständliches Fachchinesisch – das gibt es in den Natur- und Geisteswissenschaften gleichermaßen.

schaftlichen Methodik, sondern in den untersuchten Gegenständen. Die Naturwissenschaften haben es mit Dingen aus der Natur zu tun, (die von sich aus oder dank eines wie auch immer gearteten Schöpfers existieren), die Geistes- und Sozialwissenschaften mit Produkten menschlichen Denkens und Handelns. Deshalb heißen sie anderenorts auch »humanities« oder »sciences humaines«. Und während sich nur wenige Bürger anmaßen würden, bei Fragen der Molekularbiologie oder der Quantenphysik mitzureden, erachtet sich bei Fragen des menschlichen Lebens und Seins prinzipiell jeder als kompetent. Dies ist die Riesenchance und der Fluch der Geisteswissenschaften zugleich.

Sprechen sie in ihrem jeweiligen Fachjargon, kann man ihnen aus Sicht des Laienpublikums vorwerfen, sie würden allgemeinverständliche Sachverhalte künstlich verkomplizieren, unverständliches Fachchinesisch und unnütze Erkenntnis produzieren. Sprechen sie allgemeinverständlich und reduzieren dabei die Komplexität ihrer Untersuchungen, laufen sie Gefahr, sich der Frage auszusetzen, ob man dafür wirklich so lange studieren und einen Professorentitel erwerben müsse.

Eine deformierte Wahrnehmung

Die Entwicklung der geisteswissenschaftlichen Fächer in den vergangenen 40 Jahren trägt Spuren dieser Problematik in sich. Um sich dem Vorwurf zu entziehen, es handle sich um allgemeinbildende Diskutierwissenschaften, die durch ein gutes Feuilleton überflüssig würden, haben sich die Sprach- und Literaturwissenschaften ebenso wie die Geschichts- und Sozialwissenschaften einen filigranen Apparat von fachwissenschaftlicher Terminologie zugelegt, dessen Komplexität an die Unverständlichkeit naturwissenschaftlicher Begriffe heranreicht. Das ist völlig legitim und dem wissenschaftlichen Fortschritt dienlich, trägt allerdings zur Lösung der grundsätzlichen Problematik der Geisteswissenschaften nicht bei. Das Dilemma besteht weiter: Von den Geisteswissenschaften wird nutzorientierte Anwendung verlangt, ohne dass man ihnen die Freiheit des Forschens zugesteht, die den späteren Nutzen nicht zielgenau voraussagen kann.

Diese deformierte Wahrnehmung der Geisteswissenschaften durch Gesellschaft und Politik ist allerdings nur ein Teil der Problematik. Denn es kann ebenso wenig bestritten werden, dass die Vertreter der Geisteswissenschaften die Riesenchance, von der weiter oben die Rede war, nicht zu nutzen wissen. Die diffuse Erwartungshaltung der Gesellschaft (und auch der Politik) wird von den Fachvertretern nicht erfüllt, sei es aus Berührungsangst, Weltfremdheit oder schlichter Arroganz. Vielleicht ließe sich ein wenig produktiver und auch lustvoller mit der spezifischen Situation der Geisteswissenschaften umgehen, wenn man sich genauso verhalten würde wie Naturwissenschaftler: Fachjargon nach innen, allgemeinverständliche Vermittlung differenzierter Fragestellungen nach außen – Stephen Hawking ist hierfür ein leuchtendes Beispiel. Könnte es sein, dass in Deutschland die Geisteswissenschaftler ein Problem mit der populären Verbreitung ihrer Erkenntnisse haben?

Ergebnisoffene Binnenlogik der Grundlagenforschung und Suche nach Praxis im Verbund mit den anwendungsorientierten Fächern – niemand soll behaupten, das ginge nicht. Jeder sollte also in seinem Fachgebiet die folgenden zwei Fragen beantworten: Haben wir die richtigen wissenschaftsinternen Fragestellungen, die uns neue Erkenntnisse versprechen, ganz abgesehen von späterer Nutzenanwendung? Und die zweite Frage ist ebenso zentral: Haben wir alle Möglichkeiten ausgeschöpft, unsere Fachkenntnisse in die Welt zu tragen, durch Entwicklung eigener Anwendungen oder durch Kooperation mit anderen, praxisnahen Fächern? Wenn es gelänge, diese beiden Fragen gleichermaßen wichtig zu nehmen und doch nicht zu vermischen, könnten die Geisteswissenschaften vielleicht dem Fluch, der ihnen anhaftet, entgehen und die Chance, die in ihnen liegt, beherzter ergreifen. Anpassung an Erwartungen der Gesellschaft muss nicht mit dem Verzicht auf intellektuelle Schärfe einhergehen. Und die Gesellschaft sollte aus ihrem spontanen Interesse an geisteswissenschaftlichen Themen, die jeden etwas angehen, nicht den Trugschluss ableiten, die fundierte Beantwortung kultureller Fragen sei billig und ohne geduldige Grundlagenarbeit zu haben.



Foto: Rößler

Wo in den Zeitungen »Wissenschaft« oder »Wissen« drübersteht, ist häufig nur Naturwissenschaft und Technik drin.

Es wird Zeit, Brücken zu bauen

Von Wolfgang Borgmann

Die Medien wurden seit den 80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts von einem wahren Boom der Technik und Naturwissenschaften erfasst. Eigene (Natur-) Wissenschaftsredaktionen bildeten sich allerorten heraus – häufig auf Kosten der geisteswissenschaftlichen Berichterstattung. Doch auch die naturwissenschaftliche Erkenntnis kann nicht nur für sich alleine stehen. Jetzt ist es an der Zeit, auch in den Medien die Geisteswissenschaften wieder stärker wahrzunehmen.

Friedrich Weigend-Abendroth war der Geisteswissenschaftler in Person, ein rundum gebildeter Mann von barocker Fülle, der geistige Horizonte und Epochen abschreiten konnte wie kein anderer in der Redaktion. Als er vor mehr als zwei Jahrzehnten beim Verlassen der Zeitung, wie immer eilenden Schrittes, von einem Auto erfasst wurde und starb, ging damit auch die Epoche der Geisteswissenschaften in der *Stuttgarter Zeitung* in dieser Form zu Ende. Die auf so schreckliche Weise frei gewordene Stelle für Geisteswissenschaften wurde in eine solche für Naturwissenschaften umgewidmet. Im Zeichen zunehmender Bedeutung der anwendungsnahen Forschung für das wirtschaftliche Wohlergehen, aber auch im zeitlichen Zusammenhang mit Tschernobyl, schien das eine angemessene Wahl zu sein.

Nicht nur bei der *Stuttgarter Zeitung* zeichnete sich in den 80er-Jahren die Wende von den Geisteswissenschaften zu den Naturwissenschaften ab, folgten auf Einzelkämpfer die ersten Wissenschaftsredaktionen und die Versuche, die Berichterstattung über naturwissenschaftlich-technische Themen nicht nur auf Spezialseiten zu etablieren, sondern im ganzen Blatt auszuweiten und sie aktuell anzubinden. So gewann

zum Beispiel die Klimaforschung angesichts der heraufziehenden Erderwärmung zunehmende mediale Bedeutung. Die Explosion des Kernreaktors in Tschernobyl markierte den entscheidenden Wendepunkt, als die Ratlosigkeit über die Folgen der atomaren Wolke den Erklärungsbedarf plötzlich ins Unermessliche wachsen ließ. Das war, nicht nur bei der *Stuttgarter Zeitung*, die eigentliche Geburtsstunde einer Wissenschaftsredaktion. Dadurch wurden geisteswissenschaftliche Themen allmählich zurückgedrängt. Einen besonders sichtbaren Höhepunkt dieser Wandlung präsentierte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* ihren überraschten Lesern, als sie das Feuilleton für die seitenweise Abbildung der eben erst entzifferten Bausteine des menschlichen Genoms freiräumte.

Wie manches, so hat auch der mediale Triumph der Naturwissenschaften eine Vorgeschichte. Denn lange Zeit hatten geistes- und sozialwissenschaftliche Themen vor allem im Feuilleton und in den Wochenendbeilagen, gelegentlich aber auch in der Politik ihren prominenten Platz. So galt es nach und nach, vor allem mit dem Siegeszug der Biochemie, den zunehmend wichtiger werdenden naturwissenschaftlichen



Dr. Wolfgang Borgmann

war bis Ende des vergangenen Jahres Leiter der Wissenschaftsredaktion der *Stuttgarter Zeitung*. Er studierte Politikwissenschaft und Volkswirtschaft an der Universität Hamburg und war für Stipendienaufenthalte an der London School of Economics and Political Science (LSE) und in Stanford. Außerdem war er an der Vorbereitung des Studiengangs Wissenschaftsjournalismus an der Universität Dortmund beteiligt.

Themen einen angemessenen Raum zu verschaffen, nicht unbedingt zur Freude klassischer Ressorts. Bald folgten die ersten Spezialseiten, schließlich der Aufbau ganzer Redaktionen und die Ausweitung der Berichterstattung über das ganze Blatt hinweg. Einher ging damit das Aufkommen zahlreicher populär gemachter und zum Teil recht erfolgreicher Fernsehsendungen, aber auch neuer Wissenschaftsmagazine.

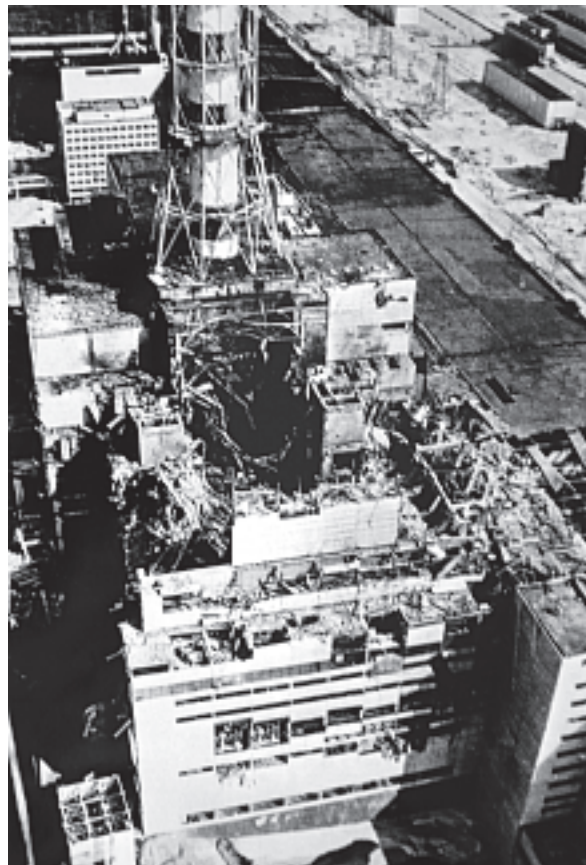
Als Nachklang dieser Gründerwelle ist es in den vergangenen Jahren zur Etablierung der ersten Lehrstühle für Wissenschaftsjournalismus an den Universitäten gekommen, zunächst in Dortmund, dann an der FH Darmstadt. Dabei leisteten große Stiftungen wie die von Bertelsmann und Volkswagen zum Teil finanzielle Unterstützung und starteten selbst so genannte Qualifizierungskampagnen für Journalisten und journalistisch interessierte Naturwissenschaftler. Es ist sicher kein Zufall, dass diese Studiengänge in den Zweifächern schwerpunktmäßig naturwissenschaftlich ausgerichtet sind und dass die beiden genannten Hochschulen stark naturwissenschaftlich-technisch orientiert sind. Jedoch betont der Journalist und Chemiker Holger Wormer, der in Dortmund innerhalb des Studiengangs Journalismus den Wissenschaftsjournalismus vertritt, die »Brückenfunktion« des noch jungen Faches zwischen den verschiedenen wissenschaftlichen Welten. Auch ist dieser Ausbildungsgang in Dortmund bei den Kulturwissenschaften angesiedelt.

Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis

Anders als in stark anwendungsorientierten Fächern tätige Naturwissenschaftler können Geisteswissenschaftler nicht von vornherein damit rechnen, dass ihre Forschungen öffentlich Beachtung finden. Man denke zum Beispiel an den medialen Siegeszug der Nanotechnik. Aber wenn es zum Beispiel um gesellschaftliche Grundfragen wie Hirnforschung und Bewusstsein oder den Umgang mit embryonalen Stammzellen geht, werden sie Gehör finden, falls sie sich auf die naturwissenschaftlichen Ergebnisse und Grundlagen einlassen. Gerade bei der Hirnforschung sind zunehmend Berührungspunkte zwischen Geistes- und Naturwissenschaftlern zu beobachten. Je wichtiger die Naturwissenschaften für die Gesellschaft werden, desto deutlicher werden die Grenzen ihrer Erkenntnis- und Argumentationswelt. Um zu Werturteilen zu gelangen oder gesellschaftliche Interessenskonflikte lösen zu können, müssen die naturwissenschaftlichen Fortschritte im Lichte geistes- und gesellschaftswissenschaftlicher Erkenntnisse betrachtet werden. Diese Entwicklungen sollten vermehrt auch in den Medien ihren Widerhall finden – was allerdings eine entsprechend breite Kompetenz in den Redaktionen voraussetzt.

Was ist zu tun? Knüpft man an die Frage der wissenschaftsjournalistischen Ausbildung an, so müsste gerade in diesem Bereich die Rolle der Geistes- und Sozialwissenschaften noch

stärker mit bedacht und bei der Ausbildung im Fächerkanon berücksichtigt werden. Die Begriffe Wissenschaftsjournalismus und Wissenschaftsredaktion dürften heute nicht mehr von vornherein mit den Naturwissenschaften besetzt sein. Gerade der Wissenschaftsjournalismus hat eben nicht nur eine Brückenfunktion zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, sondern auch zwischen den verschiedenen Wissenschaftsbereichen. Allein die großen Themenbereiche Globalisierung und Klimawandel sind von so überragender und übergreifender Bedeutung, dass sie der Hilfe von Fächern wie zum Beispiel Politikwissenschaft, Soziologie oder Philosophie dringend bedürfen. Daneben werden – unabhängig von technischen oder naturwissenschaftlichen Fortschritten – zuweilen sehr schnell aus angeblichen Orchideenfächern gesellschaftliche Brennpunktfächer. Man denke nur an die aktuelle Bedeutung der Islamkunde für die Terrorismus-Diskussion. Auf diese Zusammenhänge immer wieder offensiv hinzuweisen, dazu könnte das »Jahr der Geisteswissenschaften« zumindest einen Anstoß geben.



Quelle: IAEA/ Ukrainian Society for Friendship and Cultural Relations with Foreign Countries

Der Unglücksreaktor von Tschernobyl 1986: Der schwere Atomunfall hat auch die Berichterstattung in den Zeitungen verändert.



Foto: K. Weber

Ganz zweckfrei: kindliche Neugier beim Tübinger »Kinder-Uni-Forschertag« 2005

Vom Nutzen des Nutzlosen

Von Otfried Höffe

Die Behauptung, die Geisteswissenschaften seien nicht profitfähig, entspringt einer verzerrten Betrachtungsweise. Indem sie den kulturellen Reichtum der Menschheit erforschen, erinnern und bewahren, erfüllen sie gerade im Zeitalter der Globalisierung und Ökonomisierung eine wichtige Funktion.

Einer der nutzlosen Zeitgenossen des 20. Jahrhunderts, der Existenzphilosoph Albert Camus, lobt in seiner Autobiografie »Der erste Mensch« die Volksschule, denn sie nährte »einen Hunger, der für das Kind noch wesentlicher war als für den Mann, den Hunger nach Entdeckung«. Mehr als zwei Jahrtausende früher bringt *der* Philosoph, Aristoteles, in seiner »Metaphysik« die persönliche Erfahrung auf den Begriff: »Alle Menschen verlangen nach Wissen von Natur aus.«

Weder Camus noch Aristoteles binden den Hunger nach Entdeckung an einen Nutzen. Diese Übereinstimmung von Athen bis Algier über mehr als zwei Jahrtausende vermittelt unserem Zeitalter eine doppelte Botschaft: dem Zeitalter der Globalisierung, dass es kulturübergreifende Gemeinsamkeiten gibt, und dem Zeitalter der Ökonomisierung, dass zu ihnen eine nutzenfreie Wissbegier gehört, eine Entdeckungs- und Erfindungslust, die sich den Zwängen der Ökonomie nicht beugt.

Wer bei der Ökonomisierung der Hochschulen leichteres Spiel haben will, trennt die angeblich profitfähigen Naturwissenschaften samt Medizin und Technik von den scheinbar profitunfähigen Wissenschaften, der Philosophie und den Geisteswissenschaften. Diese Einteilung vergrößert die Wirklichkeit nicht bloß, sie verzerrt sie sogar. Denn die Sinologie beispielsweise und die facettenreiche Orientalistik erschließen

Kulturen, deren Verständnis heute unverzichtbar ist: für die Medien, für Unternehmer, nicht zuletzt für Politiker, damit sie uns finanziell und politisch kostspielige Fehlentscheidungen ersparen.

Als nächstes ist dem zu kurzfristigen Verständnis von Wirtschaftlichkeit zu widersprechen: Bauwerke wie die ägyptischen Pyramiden und griechischen Tempel, wie die europäischen und außereuropäischen Gotteshäuser und Paläste oder Parkanlagen sind weder auf kurzfristigen Nutzen noch aufs bloße Überleben angelegt, haben gerade deshalb Jahrhunderte überdauert und werfen selbst in merkantilen Begriffen, nämlich über den Tourismus, Generation für Generation große Gewinne ab. Die genannten Werke müssen aber erschlossen werden, teils im physischen Sinn, indem man sie ausgräbt oder restauriert, teils im intellektuellen Sinn von Kunstführern und Katalogen. Hinter beiden Aufgaben steht eine Arbeit der Geisteswissenschaften, in deren Genuss die Öffentlichkeit seit langem kommt. Und weil man die Geisteswissenschaften allerorten studiert, tragen Wittgenstein und der Wiener Kreis den Ruhm von Wien, tragen Hegel, Hölderlin und Schelling den Ruhm von Tübingen und tragen die Brüder Humboldt mit Hegel und Schleiermacher den Ruhm von Berlin in alle Welt.



Otfried Höffe

ist seit 1992 Professor für Philosophie an der Universität Tübingen und lehrte zuvor in Duisburg und Fribourg (Schweiz). Näheres zum Thema findet sich in seiner Publikation: *Wirtschaftsbürger – Staatsbürger – Weltbürger. Politische Ethik im Zeitalter der Globalisierung*, Beck: München 2004, Kapitel 17.

Nimmt man ein drittes Kennzeichen unserer Zeit, die Wissensgesellschaft, ernst, so zählen darin nicht zuletzt kognitive Kompetenzen, die im Fall der Geisteswissenschaften mit einer Art geistiger Wahrnehmung beginnen, nämlich mit der Fähigkeit, selbst komplexe Texte zu lesen und zu entschlüsseln. Ein Zeitalter der Globalisierung heißt Philosophie und Geisteswissenschaften auch deshalb willkommen, weil sie mit einer zweiten Wissensleistung, dem Erinnern, den kulturellen Reichtum der Menschheit vergegenwärtigen. Mag sich andernorts ein Eurozentrismus, häufiger ein Amerikozentrismus zeigen – die Gesamtheit der Geisteswissenschaften erhebt gegen jeden Kulturimperialismus vehementen Einspruch. Denn studiert werden die sozialen und kulturellen Gegenstände schlechthin aller Gesellschaften und Epochen. Zugleich wird eine der globalen Welt unverzichtbare Fähigkeit eingeübt, die Sympathie und Empathie mit anderen Kulturen: Wer sich in fremde Denk-, Sprach- und Verhaltensmuster einlebt, lernt sowohl die anderen in ihrer Andersartigkeit als auch sich und die anderen in ihrer Gemeinsamkeit und nicht zuletzt – durch den Kontrast – sich selbst besser zu verstehen.

Kritische Urteilsfähigkeit

Die Philosophie und Geisteswissenschaften verbinden eine argumentative Klarheit mit sprachlicher Präzision und methodischer Sorgfalt, die den Vergleich mit den Naturwissenschaften nicht zu scheuen braucht. Weil man die Kulturzeugnisse, statt sich auf fremde Meinungen zu verlassen, selber studiert, bildet man sich die eigene Meinung und entwickelt sowohl gegen fragwürdige Versprechen politischer Führung als auch gegen mancherlei Katastrophenpoesie eine kritische Urteilsfähigkeit. Diese erlaubt, was die Gegenwart vornehmlich braucht: weder eine bloße Apologie der Globalisierung und Ökonomisierung noch den planen Widerspruch, wohl aber die unparteiische Suche nach Für- und nach Gegenargumenten und deren richterähnliche Abwägung.

Zu dieser judikativen Kritik gehört eine »Verblüffungsresistenz«, die nicht von jeder Neuerung, weil angeblich revolutionär neu, verblüfft wird. Geisteswissenschaftler erinnern beispielsweise an ältere Globalisierungen: dass sich Philosophie und Wissenschaften, auch Medizin und Technik seit der Antike über die Welt verbreiten; dass dasselbe für viele Religionen zutrifft, die deshalb Weltreligionen heißen; dass schon in hellenistischer Zeit (fast) ein Welthandelsgebiet mit Weltmarktpreisen und sogar Welthandelszentren wie Alexandria entstanden; und dass in der Zeit der klassischen Goldwährung, also in den Jahren von 1887 bis 1914, der globale Handel zwischen den entwickelten Ländern sich fast auf dem heutigen Niveau bewegte. Es gibt ein weiteres ökonomisches Argument für die Geisteswissenschaften: Im globalen Wettkampf der Wirtschaftsstandorte spielt die kulturelle Infrastruktur eine erhebliche Rolle. Dank ihrer Museen, Theater, Musik und Vor-

tragskultur blühen in Mitteleuropa eine Fülle von Metropolen, was ohne die intensive Zuarbeit der Philosophie und der Geisteswissenschaften nicht denkbar ist.

Im Blick auf die derzeit boomenden Lebenswissenschaften samt Medizin drängen sich weitere Argumente für die Notwendigkeit der Geisteswissenschaften auf: Weil viele der einschlägigen Fragen ein existentielles Gewicht haben, sind die Debatten der biomedizinischen Ethik auch in der Öffentlichkeit zu führen. Und hier können in säkularen, überdies multikonfessionellen, neuerdings sogar multireligiösen Gesellschaften im Kern nur philosophische, juristische und historische Argumente überzeugen.

Die bislang genannten Argumente sind zwar gewichtig, aber noch wesentlich unvollständig. Der Gefahr einer Instrumentalisierung treten Philosophie und Geisteswissenschaften mit ihrem Selbstverständnis als *artes liberales*, als freie Studien, entgegen. In einer ersten Bedeutung sind sie frei, weil sie einem dogmatischen und autokratischen Denken widersprechen und weil sie, statt sich auf die eigene Kultur und Epoche zu fixieren, kulturelle Offenheit und Toleranz fördern. Eine zweite Bedeutung von Freiheit tritt im *Studium generale* und in Senioren-Universitäten zutage: Die Veranstaltungen stehen Personen offen, die sich zumindest vorübergehend dem Zwang zur Erwerbsarbeit entziehen. Die dritte, sachlich aber primäre Bedeutung schließlich erinnert an die griechischen Wurzeln: In der Antike heißt frei (*eleutheros*), wer sein Leben nicht auf den Tausch funktionaler Beziehungen verkürzen lässt, es vielmehr um seiner selbst willen führt. In diesem Sinn sensibilisieren die Philosophie und die Geisteswissenschaften für Dinge, für die sich auch unter Verzichten zu engagieren lohnt, für so wesentliche Dinge wie Gerechtigkeit und Moral, wie Literatur und Musik, wie bildende Kunst und Architektur, nicht zuletzt für das eigenständig-kritische Denken, die Philosophie, selbst.



Foto: v. Platen

Antike Bauwerke – hier der griechische Neptun-Tempel in Süditalien – wollen »erschlossen« werden: dabei helfen die Geisteswissenschaften.



Foto: Rößler

Auch Seelsorge, aber nicht nur: Theologen stehen viele Räume und Berufsfelder offen.

Theologen werden überall gebraucht

Von Dietmar Mieth

Unbeeindruckt von Nützlichkeitsdenken und Verwertbarkeitsanspruch zeichnet sich die theologische Ausbildung durch eine große Bandbreite an vermittelten Fähigkeiten aus. Eine Geisteswissenschaft im besten Sinne also, die ihren Absolventen offensichtlich nicht nur Kirchentore öffnet.

Für wen ist Theologie nützlich? Die Bundesministerin für Bildung und Forschung, Annette Schavan, ist der Ausbildung nach Theologin. Die frühere Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages, Antje Vollmer, ist auch Theologin. Im Bundestag sitzen evangelische Pfarrer. Man findet aber auch Theologen als Ökonomen und als Unternehmensberater, als Hörfunkdirektoren (Bernd Hermann beim SWR) oder als Intendanten (Heinz Gläsgen in Bremen). Die theologische Ausbildung ist also offensichtlich recht vielseitig, was an drei Punkten besonders deutlich wird: den Erfordernissen des Studiums selbst, den Forschungsverknüpfungen und den vielfältigen Berufschancen, die unter anderem durch die implizite Präsenz von »Schlüsselqualifikationen« in der Theologie, vor allem im ethischen, praktischen und pädagogischen Bereich, erhöht werden.

Diese Pluralität ist strukturbedingt und gewollt. Theologen lernen vor allem an Texten sehr unterschiedlicher Art und unterschiedlicher Sprachen. Sie lernen über christliche Traditionen, aber auch über andere Kulturen und Religionen. Sie lernen in Zusammenhängen zu denken, Kontexte einzube-

ziehen und sie auszuklammern. Sie lernen verstehen und beurteilen, in Frage zu stellen und Theorien anzuwenden. Jeder fünfte Studierende der katholischen Theologie ist Doktorand. Nur wenige davon sind eingeschrieben, denn sie üben zugleich eine praktische Tätigkeit aus: in der Seelsorge, in der Caritas, als Lehrer, als Unternehmensberater, an Volkshochschulen, Bildungswerken und Akademien.

Theologie ist konkret

Die Vielfältigkeit des Lernens in der Theologie, verbunden mit der modernen Infragestellung des Glaubens und einem hohen Grad reflektierter Entscheidung für dieses Fach führt im Studium zur Frage nach Selbstkonzepten, sowohl im religiös-spirituellen als auch im beruflichen Sinne. Die Verbindung von Selbstkonzepten mit Lernprozessen und Berufswahl ist eine günstige Voraussetzung dafür, Interessen entweder zu ergänzen oder zu bündeln, jedenfalls kein Doppelleben mit einem bloßen Brotstudium zu führen. Solche Interessen führen zu hohen Motivationen. Manche meiner Schülerinnen und Schüler sind nicht in der Theologie ge-



Dietmar Mieth

ist seit 1981 Professor für Theologische Ethik unter besonderer Berücksichtigung der Gesellschaftswissenschaften an der Universität Tübingen.

blieben. Aber wenn sie in andere Bereiche wechselten, wollten sie doch die erworbene Bildung nicht missen. Manche haben aber auch andere Ausgangsdisziplinen wie beispielsweise die Biologie wieder verlassen. Dies ist nur ein Kennzeichen der allgemeinen Lage in der Theologie, wenn man von Berufsaussichten spricht. So unterrichten Tübinger Theologen beispielsweise eine wachsende Zahl von angehenden Berufsschullehrern an den Universitäten Hohenheim und Stuttgart. In Hohenheim etwa lehrt ein Theologe Wirtschaftsethik als Teil der Wirtschaftswissenschaften, dieselbe Disziplin lehren junge Tübinger Theologen an der Universität Frankfurt. Theologie ist also konkret, sie sucht letztlich weder ein rein gedankliches Begriffslabor noch ein abgehobenes Theoriegebäude, aber sie verachtet beides auch nicht.

Vielseitige Berufschancen

Viele Theologinnen und Theologen gehen in gesellschaftliche Berufsfelder, in denen Voraussetzungen gefragt sind, die mit ihrer im Studium erworbenen vielseitigen Kompetenz zu tun haben. Die Studie der »Empirischen Theologie« über »Theologiestudierende im Berufswahlprozess« (2001), ein interdisziplinäres Forschungsprojekt, nennt folgende Zahlen: 73 Prozent der Probanden studieren weitere Fächer, 62 Prozent davon Sprach- und Kulturwissenschaften, 20 Prozent Naturwissenschaften, 17 Prozent Sozialwissenschaften. 14 Prozent haben vor dem Theologiestudium eine Berufsausbildung begonnen und zu über 90 Prozent auch beendet. 77 Prozent interessieren sich für andere Berufs- und Studiemöglichkeiten. Es gibt zudem eine hohe Idealpräferenz der größten Gruppe (25 Prozent) der Probanden für nichtkirchliche und nicht-theologische Berufsmöglichkeiten im Bildungssektor, im Medienbereich, im Sozial- und Gesundheitsbereich oder in Personalabteilungen von Firmen. Mehr als dieses Viertel der Studierenden sucht in seinen Berufsvorstellungen nach sozialer Verantwortung, Kommunikation, Selbstständigkeit und Eigenwirksamkeit, Möglichkeit des Wechsels der Aufgaben und nach vielfältigem Management. Idealpräferenzen sind freilich Wünsche und von realen Berufsverwirklichungen, die oft Kompromisse mit dem Bedürfnis nach materieller Sicherheit darstellen, zu unterscheiden. Ich fand keine Zahlen darüber, inwieweit die Idealpräferenz tatsächlich verwirklicht wurde, wohl aber lässt sich von unserer Fakultät aus keine Arbeitslosigkeit bei abgeschlossenem Theologiestudium beobachten.

Die neueste Studie über »Berufschancen für Theologinnen und Theologen« (2006) widmet die Hälfte ihrer Ausführungen den in der Theologie erreichbaren Schlüsselqualifikationen und nicht-klassischen Berufsfeldern wie etwa der »freien Wirtschaft«. Dabei ist nicht zu übersehen, dass in Wirklichkeit die vielfältigen kirchlichen oder kirchennahen

Berufe auch deswegen gesucht werden, weil in ihnen die Möglichkeit der Eigenwirksamkeit besonders hoch zu sein scheint. Für die hohe Zahl der Promotionen an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Tübingen gilt jedoch auch, dass viele der Absolventen in gesellschaftlichen Berufen (Medien, Bildung, Kommunikation, Wirtschaft) ihre breite Ausbildung mit einem Doktorat als Abschluss verwerten können. Die Vielseitigkeit der Theologie spiegelt sich also in Studium und Lehre ebenso wie in Forschungskonzepten, in Selbstkonzepten und in Berufswahlkonzepten. Spricht man mit Politikern, Künstlern, Literaten, Filmemachern, Wirtschaftsbossen, Gewerkschaftsvertretern oder Journalisten, so zeigen sie sich oft auf die eine oder andere Weise zentral an Religion interessiert, zumal viele von ihnen ihre Kinder gern auf kirchliche Privatschulen schicken. Vom »am Rand stehen« der Theologie kann keine Rede sein, eher von der Wiederkehr des Religiösen, sei es in kirchlicher oder in einer weniger gebundenen Form.

Wesentliche gesellschaftliche Fragen, etwa die Gleichberechtigung und Integration der Muslime, werden gewiss nicht von den Naturwissenschaften beantwortet. Die Werte-Debatte, von vielen gefordert, ist kein mathematisches Problem. Rassismus, Terrorismus, militärische Interventionen – wer glaubt, diese Probleme rein technologisch lösen zu können, macht sich Illusionen. Naturwissenschaften isolieren Problemstellungen, um sie ausrechnen oder austesten zu können. Aber ohne Einbeziehung in einen Zusammenhang gibt es keine Problemlösung, die der Gesellschaft nützt. Geisteswissenschaften können nicht nur im eigenen Bereich, sondern auch darüber hinaus Vorurteilsstrukturen entlarven.

Die Vorstellung der an den Rand gedrängten Geisteswissenschaften ist teils Defätismus, teils Wunschdenken.

Der frühere Tübinger Universitätspräsident Adolf Theis hat gelegentlich erklärt, dass man an der Universität Kurse brauche, in denen fehlende historische und kulturelle Kenntnisse erworben würden. Die Kurse des »Ethisch-Philosophischen Grundlagenstudiums« (EPG) für alle Lehramtsstudiengänge und für Wahlpflichtfächer anderer Studienrichtungen (wie Biologie oder Informatik) sind nur *ein* inzwischen realisiertes Beispiel. Sie stehen allen Studierenden offen und beziehen einen großen Kreis von Lehrenden mit ein. Auch das »Forum Scientiarum« kann, wie bisher schon das »Interfakultäre Zentrum für Ethik in den Wissenschaften« (IZEW), dazu dienen, entsprechende Grundlagenforschung und anwendungsorientierte Untersuchungen zu intensivieren. Vom Exzellenzdruck und seinen Einseitigkeiten zeitweise verschont, könnte Tübingen hier seine Vorzüge kultivieren.

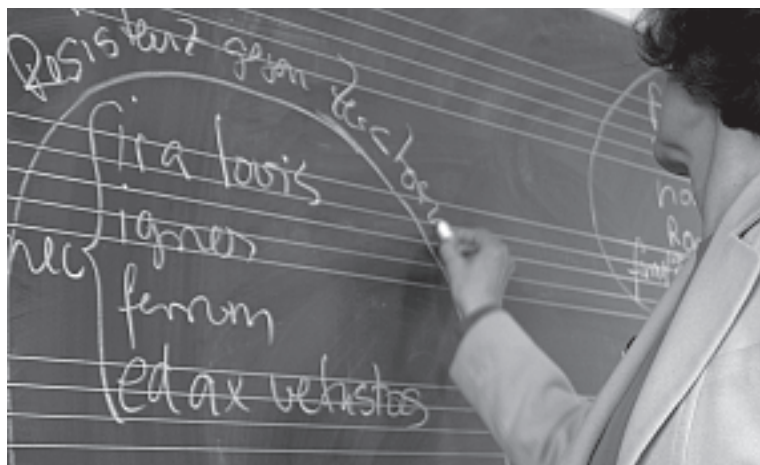


Foto: K. Weber

Lateinunterricht heißt logische Verknüpfungen herstellen und einen Satz als Bezugssystem erkennen lernen.

Bildung geht nicht ohne

Von Ute Leube-Dürr

Die Aufgabe der Schule ist Bildung, nicht Ausbildung. Sie soll dem Individuum die Möglichkeit eröffnen, seine Persönlichkeit zu entwickeln, etwas über seine Wurzeln zu erfahren und Orientierung zu erhalten. Dabei spielen die geisteswissenschaftlichen Fächer eine herausragende Rolle.

Universität und Schule sind herausgefordert. Sie müssen sich verändern. Der »Bologna-Prozess« schreitet zügig voran, in der Schule spricht man vom Paradigmenwechsel von Input- zu Output-Orientierung, nicht mehr Lehrpläne, sondern »Standards« bilden die Grundlage für das Bemühen der Lehrer, die Schüler zu »bilden«. Gleichzeitig vermehrt sich das Wissen in allen Wissenschaften täglich, und es wird immer schwieriger zu entscheiden, was die Grundlagen sind, die in der Schule gelegt werden müssen, um eine anschließende Berufsausbildung oder ein Studium effektiv vorzubereiten.

Die heutige Welt ist so vielfältig, die Wissenschaften sind so differenziert, dass das »Bildungsangebot« der öffentlichen Schule daneben auf viele unzeitgemäß wirkt. Tatsache ist, dass von den vorgeschriebenen Wochenstunden Unterricht, die ein Schüler von Klasse 5 bis 10 in Baden-Württemberg im Gymnasium erhält, ungefähr die Hälfte mit geistes- oder kulturwissenschaftlichen Fächern belegt sind, also mit Deutsch, Fremdsprachen, Geschichte, Geografie/Wirtschaft/Gemeinschaftskunde (GWG), Religion/Ethik und Mathematik.

Nicht von ungefähr reden wir von »Bildung« und nicht von Ausbildung oder Berufsvorbereitung, wenn wir die Aufgabe der allgemein bildenden (sic!) Schule formulieren. Nicht die »Bescheid-Wissens-Bildung«, sondern eine Bildung, die den

Auftrag der Gesellschaft zur »Wahrung der Kontinuität und Identität ihres Bewusstseins und die Ermöglichung von geordnetem und ersprießlichem Wandel« erfüllt, wie das der Pädagoge Hartmut von Hentig in seiner Einführung in den Bildungsplan 2004 formulierte. Das ist ein hoher Anspruch, und er ist nicht neu. Für Wilhelm von Humboldt waren dabei Mathematik und alte Sprachen die entscheidenden Fächer. Mit der Industrialisierung kam Ende des 19. Jahrhunderts ein weiterer Anspruch an die allgemeine Bildung hinzu: die Grundlagen der technischen Zivilisation zu vermitteln. Damit fanden schließlich die Naturwissenschaften Eingang in die »höhere Schulbildung«.

Ein Prozess, kein zu erreichender Zustand

Einigkeit herrscht darüber, dass Schule »Bildung« zu befördern habe. Bildung ist dem Wortsinne nach ein Prozess, kein zu erreichender Zustand. Bildung ist also einerseits das, was der sich bildende Mensch aus sich zu machen sucht. Dabei gehen wir von der Annahme aus, dass der Mensch ein auf kommunikatives Handeln angelegtes Wesen ist. Bildung meint also subjektive Selbstgestaltung durch Auseinandersetzung mit anderen Personen und Bearbeitung von Sachen. Andererseits gewinnt und entwickelt der Mensch im Prozess der Bildung



Ute Leube-Dürr

studierte Germanistik und Romanistik in Tübingen und Paris und ist seit 1974 Lehrerin. Von 1998 bis 2004 bildete sie am Studienseminar Tübingen Referendare im Fach Deutsch aus. Seit dem Schuljahr 2004/05 ist sie Schulleiterin des Uhland-Gymnasiums in Tübingen.



Zum kulturellen Gedächtnis gehören auch die Gladiatoren-Graffiti aus Pompeji.

Quelle: wikipedia

Wissen und Fertigkeiten, Einstellungen und Verhaltensweisen, die ihn befähigen, sich in seiner Welt zurechtzufinden und Aufgaben für seine Gesellschaft zu übernehmen. Die Schule hat also »Sachen« bereitzustellen und Wege zu eröffnen, die den Erwerb solcher Bildung ermöglichen.

Die Rolle der philologischen Fächer

Welche Rolle spielen nun die Geisteswissenschaften für diese Bildung? Welche Gegenstände stellen sie bereit, welche Fertigkeiten und Fähigkeiten üben sie ein, wie befördern sie Einstellungen und Verhaltensweisen wie etwa die Achtung für den Anderen und die Natur, Verantwortung für das eigene Handeln, Gerechtigkeitsinn, eine demokratische Grundhaltung? Hier möchte ich vor allem drei Felder nennen, auf denen der Beitrag der Geisteswissenschaften, insbesondere der philologischen Fächer, von funktionalem Wert ist: Das sind Kommunikation, Textverständnis, Vorstellungsvermögen und Kreativität. In diesen Bereichen werden Fähigkeiten eingeübt wie beispielsweise die Beherrschung der Muttersprache, die Kenntnis einer oder mehrerer moderner Fremdsprachen und die Kunst der Argumentation und Rhetorik. Die Schüler lernen, auch andere Darstellungsformen, wie etwa ein Diagramm, in Sprache zu »übersetzen« oder Medien zu nutzen und kritisch zu reflektieren. Sie formulieren Texte oder trainieren experimentelles Denken.

Auf diesen drei Feldern legen vor allem das Fach Deutsch und die Fremdsprachen die Grundlagen. Wo, wenn nicht im Deutschunterricht, lernt ein Schüler, einen Vorgang sprachlich exakt wiederzugeben, einen Text zusammenzufassen? Wo, wenn nicht im Lateinunterricht, übt ein Schüler logische Verknüpfungen herzustellen, einen Satz als ein Bezugssystem zu erkennen? Wo, wenn nicht im Englisch- oder Französischunterricht, erfährt ein Schüler in der Simulation von Situationen, welchen Regeln interkulturelle Kommunikation unterworfen ist? Wie könnte ein Schüler für ein chemisches Experiment eine Versuchsanleitung schreiben, wenn er es nicht im Deutschunterricht gelernt hätte? Auch für die Beschreibung einer Karte oder die Interpretation einer Statistik im Geografieunterricht

stellt ihm der Deutschunterricht Fertigkeiten zur Verfügung. Und wenn im Biologieunterricht über Gentechnik diskutiert wird, reicht dem Schüler nicht sein biologisches Wissen. Er braucht auch Argumentationsmodelle aus dem Deutschunterricht sowie das Wissen aus Ethik- und Religionsunterricht. Und er muss die Texte verstehen und bewerten können, die ihm der Lehrer aus Zeitschriften und Zeitungen zur Verfügung stellt oder die er sich selbst aus dem Internet herunterlädt.

Im Literaturunterricht lernt ein Schüler, wahrzunehmen, dass er selbst mit seinem Vorstellungsvermögen einen literarischen Text zum Leben erweckt, und dieses Wissen bahnt ihm auch den Weg zur Wahrnehmung von Bildern im Kunst- oder von musikalischen Werken im Musikunterricht. Und wenn er darüber sprechen muss, sollte er über ein reichhaltiges Reservoir an Begrifflichkeit verfügen. Würden die geisteswissenschaftlichen Fächer nicht all diese Fertigkeiten und Fähigkeiten einüben und trainieren, könnten sich die anderen Fächer nicht darauf verlassen, dass die Schüler die Aufgaben verstehen, die Vorgänge beschreiben und die Probleme diskutieren können.

Existenzielle Orientierung ermöglichen

Von substantieller Bedeutung ist aber »die Wahrung der Kontinuität und Identität« (v. Hentig) einer Gesellschaft, das kulturelle Gedächtnis. Die Schule hat die Aufgabe, die Mitglieder dieser Gesellschaft mit ihren Wurzeln und mit ihren Perspektiven bekannt zu machen und jedem Individuum durch Literatur, Religion, Philosophie und Kunst existenzielle Orientierung zu ermöglichen: Dies ist die genuine Aufgabe der Geisteswissenschaften. Und deshalb ist es notwendig, dass an die Schulen immer neue Generationen von Lehrern kommen, die mit Begeisterung Deutsch, Latein, Griechisch, Englisch, Französisch, Spanisch, Geschichte, Politik, Ethik oder Religion, Philosophie und Mathematik unterrichten. Sie leiten die jungen Menschen an, in der Auseinandersetzung mit den Gegenständen und über die Gegenstände, sich selbst und die Welt kennen zu lernen.

Wir lieben das Wandern auf der Alb ...
... und die Arbeit an Büchern und Zeitschriften

Gesamtherstellung von

- Büchern
- Fachzeitschriften
- wissenschaftlichen Publikationen
- Supplementen, Beilagen, Newslettern
- Abstractbänden
- Firmen- und Hauszeitschriften

Baukastensystem für Publikationen

- Layouterstellung
- professionelle Satzsysteme
- Graphikerstellung, Reproabteilung
- technische Redaktion, Lektorat
- Proofreading, Korrektorat

Unser Streben gilt

- fehlerfreien Veröffentlichungen
- Druckerzeugnissen, die sich sehen lassen können
- langfristiger Kundenzufriedenheit

Kontakt Ziegler und Müller
Annette Ziegler
Einhornstraße 21
72138 Kirchentellinsfurt

Telefon 0 71 21-9 09 79-10
Telefax 0 71 21-9 09 79-29

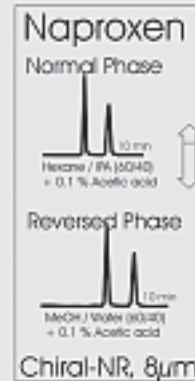
E-Mail annette.ziegler@ziegler-mueller.de

Ziegler
und
Müller
text
form
files

www.Reprosil.com

HPLC-Säulen mit optimaler Selektivität:

- Säulen für:
- Reversed-Phase HPLC
 - Normal-Phase HPLC
 - SEC + GPC
 - Ionen-Austausch
 - Ultraschnelle HPLC (1.5 µm)
 - Kapillar-Trennungen
 - Chirale Trennungen



Von
Nano bis Präp.
50 µm - 50 mm ID
-alles aus einer
Hand

Uni-Tü-Rabatt: 10 %
auf eigene Produkte

Dr. Maisch GmbH,
D-72119 Ammerbuch, Beim Brückle 14,
E-mail: Dr.Maisch@t-online.de,
Tel: 07073 50357 Fax: 07073 4216

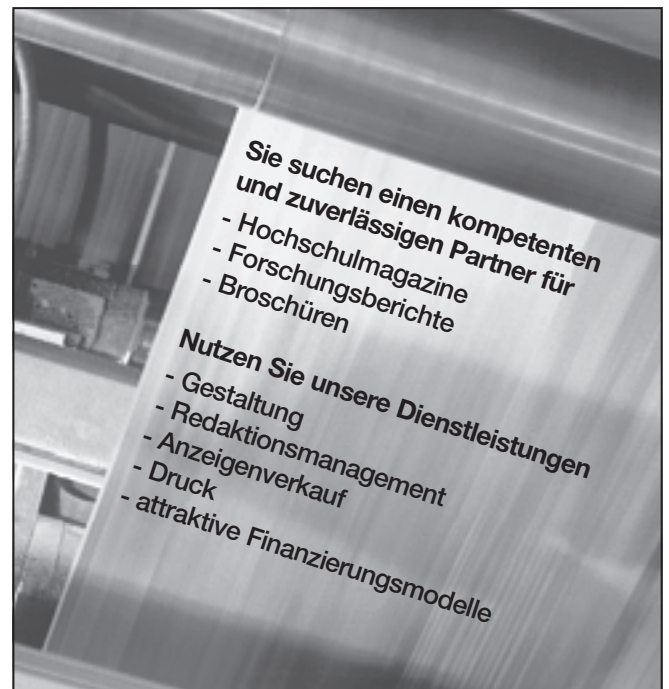


Discover the
Underwater
WORLD
PADI

Wenn Sie
untertauchen wollen,
sollten Sie bei uns
auftauchen !



72070 Tübingen - Handwerkerpark 3 - Tel. 07071 / 43326
www.aquamarin-tuebingen.de



Sie suchen einen kompetenten
und zuverlässigen Partner für

- Hochschulmagazine
- Forschungsberichte
- Broschüren

Nutzen Sie unsere Dienstleistungen

- Gestaltung
- Redaktionsmanagement
- Anzeigenverkauf
- Druck
- attraktive Finanzierungsmodelle

Hochschulpublikationen

Ihre Ansprechpartnerin:

Monika Burzler
Tel. 0821 4405-423
monika.burzler@vmm-wirtschaftsverlag.de
www.vmm-wirtschaftsverlag.de

vmm
wirtschaftsverlag



**Klinikum
Friedrichshafen GmbH**

„Medizin und mehr...“

Unsere Klinikum Friedrichshafen GmbH, akademisches Lehrkrankenhaus der Universität Tübingen, ist ein modernes Krankenhaus der Zentralversorgung. Besonders für interessierte Studenten und Absolventen der Medizin bietet es zahlreiche berufliche Möglichkeiten in verschiedenen Fachabteilungen.

Zur Sicherung unseres medizinischen Qualitätsstandards sind wir kontinuierlich auf der Suche nach motivierten Nachwuchskräften.

- ✓ Allgemein-, Viszeral-, Gefäßchirurgie
- ✓ Unfallchirurgie und Endoprothetik
- ✓ Gastroenterologie und Kardiologie
- ✓ Klinik für Kinder und Jugendliche
- ✓ Gynäkologie und Geburtshilfe
- ✓ Anästhesie und Intensivmedizin
- ✓ Radiologie und Nuklearmedizin
- ✓ Geriatrische Rehabilitation
- ✓ Pathologie
- ✓ Beleg- und Konsiliarärzte: Augen, Hals-Nasen-Ohren, Neurochirurgie, Urologie, Vorfußchirurgie



Klinikum Friedrichshafen GmbH
Akademisches Lehrkrankenhaus
der Universität Tübingen
Röntgenstraße 2 · 88048 Friedrichshafen
Personalabteilung Telefon 07541/961120
info@klinikum-fn.de · www.klinikum-fn.de

Laufer-Stark & Maluck

Steuerberatungsgesellschaft mbH

LS&M

- Existenzgründungsberatung
- Coaching nach §2 ESF-Richtlinien
- Erstellung von Business-Plänen
- Finanzplanung
- Gründung und laufende Beratung von GmbH

Mehr Info?

■ www.LSuM.de

Fürststraße 13 · 72072 Tübingen
Fon 07071 133 933 · info@LSuM.de

Wir arbeiten zusammen mit den
Rechtsanwälten Weidmann und Partner

Auf frostigen Wegen zum Quantenlimit

Preisträger verbindet die Gebiete Nanotechnologie und Physik der ultrakalten Atome

Physiker, sagt Dr. József Fortágh, der es wissen muss, wollen immer bis an die Grenzen gehen, bis in die Extreme, bis zum Größten oder Kleinsten. Der Physiker an der Universität Tübingen hat bisher mit dem Kältesten gearbeitet, was es im Universum gibt, mit ultrakalten Atomen, die er fast bis auf den absoluten Nullpunkt herabkühlt. Und nun will er auch noch bis zum Kleinsten vorstoßen. Dafür kam József Fortágh der Preis »NanoFutur« zur Nachwuchsförderung in der Nanotechnologie des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) im vergangenen November gerade recht: Mit 1,5 Millionen Euro Preisgeld leitet er in den kommenden fünf Jahren eine eigene Arbeitsgruppe.

Er will die beiden bisher voneinander getrennten Gebiete Nanotechnologie und Quantengase zusammenführen. »Das ist schon der übernächste Schritt in der Nanoforschung«, sagt József Fortágh. Seine Visionen haben auch die Gutachter überzeugt: Sein Projekt erhielt vor der Jury des BMBF für den Nanotechnologiepreis aus 50 Bewerbungen die erste Förderpriorität.

Atome mit neuen Eigenschaften

Das Arbeitsgebiet der Physik ultrakalter Quantengase hat sich erst in den vergangenen zehn Jahren herausgebildet – und das zu großen Teilen in Tübingen unter József Fortághs Mitarbeit. »Rubidium wird durch Laserlicht auf ein millionstel Grad über dem absoluten Nullpunkt bei minus 273 Grad abgekühlt. Die Atome verlieren dabei ihre gewohnten Eigenschaften und bilden Wolken, Quantengase, die sich wellenartig verhalten wie Laserlicht«, sagt der 33-jährige Ungar. Diese so genannten Bose-Einstein-Kondensate fängt der Physiker in Mikromagnetfallen ein und kann sie auf Mikrochips manipulieren, auftrennen und zusammenführen. Die Atomwolken gewinnen Eigenschaften, die denen des Lichts ähneln, sie zeigen zum Beispiel Beugungsphänomene. Diese Entdeckungen werden bereits jetzt für den Einsatz in bestimmten Messinstrumenten genutzt. »Aber wir sind noch nicht an der genauesten Grenze«, erklärt Fortágh. Bisher seien die Leiterbahnen auf den Mikrochips noch verhältnismäßig dicke Drähte, Fortágh will sie durch Kohlenstoff-Nanoröhrchen als



Foto: Koller

»Wir müssen durch originelle Ideen die Nase vorn behalten«, sagt der Physiker József Fortágh mit Blick auf seine Forschergruppe »Nano-Atomoptik«.

atomoptische Elemente ersetzen. Der Begriff Nano bezeichnet dabei einen winzigen Größenbereich – ein Nanometer ist ein milliardstel Meter. Statt ganzer Atomwolken will Fortágh mit Hilfe der Nanotechnologie einzelne Atome, die sich wellenförmig verhalten, auf den Mikrochips manipulieren. »Daraus lassen sich atomare Uhren und – darauf aufbauend – sehr genau arbeitende GPS-Systeme zur Positionsbestimmung entwickeln«, sagt der Physiker.

Hochgenaue Messungen

Daneben möchte er auch Nanosensoren konstruieren, deren Empfindlichkeit er bis zur letztmöglichen Grenze, dem Quantenlimit, vorantreiben will. »Das ist jedoch ein hochspekulatives Gebiet. Noch ist nicht klar, ob das praktisch überhaupt möglich ist«, sagt Fortágh. Kohlenstoff-Nanoröhrchen werden dabei mit ultrakalten atomaren Gasen in Kontakt gebracht und manipuliert. Die Kohlenstoff-Nanoröhrchen werden als Resonatoren genutzt, die schon allein schwingen. Wenn sich aber ein Atom oder ein Molekül anlagert, sollen die Schwingungen »hörbar« gemacht werden. Daraus ließen sich Geräte etwa zur Geschwindigkeitsmessung biochemischer Reaktionen konstruieren, die um mehrere Größenordnungen genauer arbeiten als bisherige Systeme.

»Es ist absehbar, dass andere Wissenschaftler in der Welt nun auch in diese Richtung denken und arbeiten werden«, meint Fortágh mit leichtem Bedauern. »Da die Arbeitsgruppe hier in Tübingen vergleichsweise klein ist, müssen wir immer wieder durch originelle Ideen die Nase vorn behalten.« Tübingen hält der ehrgeizige Wissenschaftler dennoch für den besten Arbeitsort zur Forschung an ultrakalten Atomen. »Das Umfeld mit mehreren Professoren hier an der Uni, die auf den angrenzenden Gebieten Quantenoptik und Festkörperphysik arbeiten, ist sehr gut, die Forschungskultur in Deutschland beispielhaft. Aber auch die Werkstätten sind sehr gut. Sie bauen präzise funktionierende Geräte.« Eine Rückkehr nach Ungarn würde den 33-Jährigen zwar reizen, doch mit Forschung in der Spitzengruppe wäre dann Schluss. »Die Rahmenbedingungen sind in Ungarn derzeit zu schlecht«, sagt Fortágh. Dass er als Grundlagenforscher auch einen ausgeprägten Sinn für Anwendungen hat – wie es sich auch das BMBF wünscht –, hat der Physiker längst bewiesen. Im Jahr 2000 war er Mitbegründer der Firma »HighFinesse«, die unter anderem Geräte herstellt, mit denen sich Wellenlängen von Lasern sehr genau messen lassen. Sie finden Einsatz in Wissenschaft und Entwicklung. Fast erübrigt es sich zu sagen, dass die Firma auf diesem Gebiet weltweit führend ist.

JE

Neue Therapiekonzepte bei Magersucht

Tübingen initiiert weltweit größte Psychotherapiestudie zur Behandlung von Ess-Störungen

Magersüchtige Models transportieren Schönheitsideale mit zuweilen tödlichen Folgen. Ess-Störungen, von denen zu 95 Prozent Mädchen und junge Frauen im Alter von 12 bis 25 Jahren betroffen sind, entwickeln sich aber nicht allein durch gefährlichen Schlankheitswahn. Biologische, psychologische und familiäre Faktoren sind ebenfalls an der Entstehung dieser psychischen Erkrankungen beteiligt. Neben der bereits im 17. Jahrhundert beschriebenen Magersucht (*Anorexia nervosa*, AN) äußern sich solche psychischen Störungen in neuerer Zeit auch als Ess-Brech-Sucht (*Bulimia nervosa* oder Bulimie) oder Ess-Sucht (*Binge-Eating-Syndrom*) mit ständig wiederkehrenden Heißhunger-Attacken.

Ständige Angst vor Gewichtszunahme

Vor allem für die ambulante Behandlung der Magersucht fehlt bis heute ein wissenschaftlich überprüftes therapeutisches Konzept. Die Betroffenen hungern sich in der Regel auf weniger als 85 Prozent des zu erwartenden Körpergewichts und leben in ständiger Angst vor einer Gewichtszunahme. Zwar tritt die Krankheit selten auf: Nur 0,7 Prozent der oben beschriebenen Risikogruppe sind betroffen. Aber lediglich in 30 bis 50 Prozent der Fälle kann sie vollständig geheilt werden. Der Rest entwickelt eine chronische Form der AN, teilweise mit schwersten körperlichen und psychischen Komplikationen, bei bis zu 20 Prozent der Patientinnen endet sie sogar tödlich: »Die Magersucht hat die höchste Todesrate bei psychischen Erkrankungen«, erklärt Prof. Stephan Zipfel, Ärztlicher Direktor der Medizinischen Universitätsklinik Tübingen in der Abteilung für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie und Spezialist auf dem Gebiet der Ess-Störungen.

Bisher werden die Patientinnen – je nach Schweregrad der Krankheit – ambulant von niedergelassenen Psychotherapeuten oder bei massivem Untergewicht auch stationär betreut. Beide Therapieformen haben Nachteile: Nach der stationären Behandlung gibt es hohe Rückfallquoten. Die ambulante Therapie wird auch bei schlechtem Verlauf häufig zu lange beibehalten, weil die Patientin-



Selbstporträt einer Patientin mit einer Ess-Störung (mit freundlicher Genehmigung des »Therapie-Centrums für Ess-Störungen« – TCE)

nen sich gar nicht für krank halten. Einen Ausweg aus diesem Dilemma suchen die Tübinger mit ihrer im Januar begonnenen, im Bereich der Magersucht »weltweit bislang größten Psychotherapie-Studie«, so Studienleiter Zipfel. Es beteiligen sich bundesweit neun verschiedene Universitätskliniken mit an die 300 Patientinnen. Die Untersuchung wird für drei Jahre vom Bundesministerium für Bildung und Forschung mit 910 000 Euro gefördert. Ziel der Studie ist es, wirksame ambulante Behandlungsformen für *Anorexia*-Patientinnen zu finden, die aber auch die Kontrolle der körperlichen Verfassung der Frauen erlauben.

Essverhalten ändern

Zu diesem Zweck vergleichen die Mediziner die Wirksamkeit einer speziellen kognitiv-verhaltenstherapeutisch orientierten und einer neu entwickelten psychodynamischen Einzeltherapie mit der bisher gebräuchlichen ambulanten Therapie beim niedergelassenen Psychotherapeuten (*treatment as usual*). Bei der verhaltenstherapeutischen Variante sollen die Patientinnen vor allem lernen, ihr Essverhalten zu verändern und eine positivere Einstellung zu ihrem Körper zu gewinnen. Die psychodynamisch geprägte Behandlungsmethode konzentriert sich auf mögliche Ursachen für die Verweigerungshaltung und das Autonomiebedürfnis der Patientin, die beide in der Ablehnung des Essens zum Ausdruck kommen.

»Wir erwarten, dass beide neuen und spezifisch auf die Magersucht zugeschnittenen Therapieformen wirksamer sind als *treatment as usual*«, meint der Studienleiter Stephan Zipfel.

FÖR

Illustration aus der Ausstellung »Is(s) was?« des TCE München.

Interessierte, die an der Studie teilnehmen möchten, können sich bei der Psychosomatischen Ambulanz der Universitätsklinik Tübingen, Osianderstraße 5, melden:
Tel. 07071/29-86719

Höhere Unsicherheit durch Globalisierung?

Claudia Buch bringt volkswirtschaftliche Datenmengen zum Sprechen

Laut Handelsblatt-Ranking von 2006 gehört sie zu den hundert »forschungsstärksten« Volkswirten Deutschlands der vergangenen Jahre: Prof. Claudia Buch, seit 2004 Inhaberin des Lehrstuhls für »Volkswirtschaftslehre, insbesondere Geld und Währung«. In ihrem Forschungsschwerpunkt »International Economics«, beschäftigt sie sich empirisch mit internationalen wirtschaftlichen Verflechtungen und deren Auswirkungen auf das Finanz- und Bankwesen sowie den Arbeitsmarkt.

»Volatilität« und Globalisierung heißen die Schlagworte, die sich durch einige ihrer Forschungsprojekte hindurch ziehen. »Ich versuche oft, den Ausdruck Volatilität zu vermeiden, um verständlicher zu sein, und spreche dann von Unsicherheit und Schwankungen«, erläutert Claudia Buch. Statistisch gesehen sind mit Volatilität konjunkturelle Abweichungen bestimmter Variablen wie Produktion, Konsum und Beschäftigung vom langfristigen volkswirtschaftlichen Trendverhalten gemeint. »Wir wollen Antworten auf die Frage bekommen, ob die Unsicherheit der Beschäftigung durch die Globalisierung und das zunehmend internationalere Agieren der Unternehmen zugenommen hat oder nicht. Untersuchungen für die USA und andere entwickelte Volkswirtschaften zeigen, dass wir in einer makroökonomisch sichereren Welt leben als vor

einigen Jahrzehnten. Es gibt aber aus anderen Ländern auch Hinweise darauf, dass die Unsicherheit auf Unternehmensebene zugenommen haben könnte.«

Das »Laboratorium« für die Überprüfung dieser Frage ist für Buch und ihre Mitarbeiter unter anderem die Deutsche Bundesbank in Frankfurt: »Ich weiß nicht, wie viele Tage ich dort schon zugebracht habe, um die Datensätze am PC zu sichten und zum Sprechen zu bringen.« Grundsätzlich darf mit den in der Bundesbank und im Statistischen Landesamt gespeicherten firmenbezogenen Datensätzen nur vor Ort gearbeitet werden, und aus den Publikationen dürfen keine Rückschlüsse auf Daten einzelner Unternehmen möglich sein.

Die Ergebnisse sind überraschend und beruhigend zugleich: Auf der Grundlage deutscher Daten finden die Forscher keinen Beleg dafür, dass die Schwankungen der Produktion auf Unternehmensebene zugenommen hätten und dass eine zunehmende Tätigkeit deutscher Unternehmen im Ausland deren Volatilität generell erhöhte.

Auch für die Beschäftigungslage lässt sich die verbreitete Annahme, zunehmende Direktinvestitionen von Unternehmen im Ausland seien schlecht für die Sicherheit von Arbeitsplätzen in Deutschland, nicht unbedingt bestätigen. Im Gegenteil: Arbeiten von anderen Forscherteams deuten darauf hin, dass die

Wahrscheinlichkeit von Entlassungen in der Belegschaft bei auslandsaktiven Unternehmen sogar geringer ist als bei den Unternehmen, die sich auf den deutschen Markt beschränken. »Man muss davon ausgehen, dass die negativen Effekte von Verlagerungen ins Ausland auf die Beschäftigung durch eine Ausweitung der Produktion und den Ausbau der Firmenzentralen kompensiert werden«, vermutet Buch. Dabei dürfe aber nicht übersehen werden, dass die Nachfrage nach Arbeit in bestimmten Regionen, Industrien oder Qualifikationsgruppen zurückgehe.

Als Forscherin macht Claudia Buch einen Spagat zwischen ihrem Lehrstuhl an der Fakultät und dem »Institut für Angewandte Wirtschaftsforschung« (IAW) in Tübingen, dessen Wissenschaftliche Direktorin sie in Nebentätigkeit ist. Ihre Forschungsprojekte verteilen sich auf beide Institute. Am IAW sind ihr 14 Wissenschaftlerstellen zugeordnet. Aufgabe des IAW ist es, wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Forschungsergebnisse auf Fragen der privaten und öffentlichen Wirtschaft anzuwenden und wissenschaftlich fundierte Grundlagen für wirtschaftspolitische Entscheidungen zu erarbeiten. Claudia Buch ist auch Mitglied im »Wissenschaftlichen Beirat« des Bundesministeriums für Wirtschaft und vielfach mit Gutachten befasst. Sie hofft, dass ihr aus der Forschung resultierender Rat in der Politik gehört wird. MS



Foto: Deutsche Bundesbank

Die deutsche Bundesbank mit den dort gespeicherten Datensätzen ist das »Labor« für wirtschaftswissenschaftliche Forschungen über internationale Verflechtungen.

Das IAW ist untergebracht in einer alten Jugendstilvilla in Lustnau, die Robert Bosch für seine Tochter Paula und deren Mann, den Maler Georg Friedrich Zundel (1875-1948), erbauen ließ. Am 17. Juli 2007 feiert das IAW sein 50-jähriges Jubiläum mit einem Festakt in der Universität und mit Veranstaltungen in der Villa. Hochrangiger Gast wird Bundespräsident Horst Köhler sein, der nach seinem Studium an der Universität Tübingen von 1969 bis 1976 als wissenschaftlicher Referent am IAW tätig war und dort an seiner Promotion arbeitete.

Die Liebe in den Neunzigern

Anglistin untersucht literarische Werke der Postmoderne und ihre Bezugstexte

Die Doktorandin Tina Schäfer forscht über die Liebe – genauer gesagt: über die Liebe in der englischen Literatur der 1990er-Jahre. Ohnehin kommt wohl kaum ein literarisches Werk ohne das Thema Liebe aus. Doch zum Ende des 20. Jahrhunderts, sagt die Literaturwissenschaftlerin, deren Doktormutter Prof. Ingrid Hotz-Davies am Seminar für Englische Philologie der Universität Tübingen ist, sei es in der englischen Hochliteratur wieder stark in den Mittelpunkt gerückt. Die 28-Jährige bezieht hauptsächlich vier Romane sowie ein Theaterstück in ihre Forschungen zur Darstellung der Liebe ein: »Possession« von A. S. Byatt (1990; »Besessen«), »Talking It Over« von Julian Barnes (1991; »Darüber reden«), »Written on the Body« von Jeanette Winterson (1992; »Auf den Körper geschrieben«), »Essays in Love« von Alain de Botton (1993; »Versuch über die Liebe«) sowie das Drama »Phaedra's Love« von Sarah Kane (1996; »Phaidras Liebe«).

Ein gesellschaftlicher Zustand

Tina Schäfers Arbeit ist in der Postmoderne verankert, die sie weniger als eine zeitliche Periode denn als einen gesellschaftlichen Zustand beschreibt. »In der Postmoderne wird das Subjekt als Folge einer extrem pluralistischen Gesellschaft als zerrissen oder fragmentarisch verstanden. Herkömmliche Orientierungsrahmen, wie sie etwa durch die Religion oder eine Ideologie gegeben waren, sind weggefallen«, erklärt die Forscherin. Ein weiteres Charakteristikum der Postmoderne sei die Vorstellung, dass die Realität nur über Sprache erfahrbar sei. Jede Wahrnehmung des Menschen sei über sie vorstrukturiert. »Es gibt keine echte Kreativität. Auch scheinbar Neues verweist auf etwas, das schon zuvor existiert hat. Jeder Text ist somit intertextuell konstituiert und hat Bezüge zu früheren Texten.«

In ihrer Doktorarbeit hat Tina Schäfer ihre fünf Forschungstexte mit älteren Bezugstexten, sozusagen den Prätexten, verglichen. »Die Autoren der 1990er-Jahre haben sich von den Prätexten beeinflussen lassen«, sagt sie. »Das erschließt sich zum Teil aus deutlichen intertextuellen Verweisen, zum Teil auch über die Grundstruktur der Werke.«



Foto: K. Weber

Wohin führt die Liebe? Komplizierte Beziehungsgeflechte sind in der englischen Literatur der Neunziger ein großes Thema.

Der Prätext zu Sarah Kanes Drama, in dem Liebe und Gewalt ein Hauptthema ist, ist der theoretische Text »Die Erotik« von Georges Bataille (1957), in dem der Autor versucht, Sexualität und Tod in einen Zusammenhang zu bringen. Jeanette Wintersons Roman hat deutliche Bezüge zur Liebeslyrik von John Donne (um 1600). »Winterson hat auch Textstücke von Donne geklaut.« Den Prätext zu Julian Barnes' Roman hat die Forscherin in Ford Madox Fords Roman »The Good Soldier« (1915; »Die allertraurigste Geschichte«) gefunden. In beiden Werken geht es um Dreiecksbeziehungen als komplexe, teils undurchschaubare Begehrensrelationen. Alain de Botton hat, wie der Franzose Roland Barthes in dem Werk »Fragmente einer Sprache der Liebe« (1977), versucht, die Liebeserfahrung in Einzelelemente zu zerlegen und zu analysieren.

Anders verhält es sich mit den Bezügen zu früheren Werken bei A. S. Byatt in »Possession«: »Der Roman bringt seinen Prätext sozusagen selbst mit«, hat Tina Schäfer festgestellt. Er handelt von zwei Literaturwissenschaftlern in den 1980er-Jahren, die Briefe einer Korrespondenz zweier Dichter aus der viktorianischen Zeit entdecken, in denen sich eine Affäre zwischen diesen widerspiegelt. »Für die viktorianischen Dichter werden extra

eigene Werke erfunden. Zwischen den beiden zeitlich versetzten Plots gibt es Parallelen und immer wieder intertextuelle Verknüpfungen mit anderen Werken.«

Tina Schäfer möchte herausarbeiten, welche Modelle die postmodernen Texte im Hinblick auf die Liebe entwerfen und welche übergreifenden Motive diese verbinden. Das sei vor allem Denkarbeit. »Das unsichere Subjekt in den postmodernen Texten wird ständig neu verhandelt«, hat sie festgestellt. Die Texte seien angeordnet in einem Spektrum von großer Skepsis der Liebe gegenüber bei de Botton oder auch in »Possession« bis hin zu einer enormen Liebesgläubigkeit, bei der es Parallelen zum Orientierungssystem Religion gibt. »Die Liebe hat wie sonst die Religion ein Erlösungspotenzial. Der oder die Geliebte wird betrachtet und angebetet wie das Göttliche.« Wichtig sei außerdem die Schnittstelle zwischen Liebe und Text. »Die Darstellungen in meinen Forschungstexten legen nahe, dass Liebe durch Text entstehen kann, über Texte transportiert werden und eine Liebe zu Texten sein kann«, sagt die Forscherin. Und geliebte Körper seien manchmal Textkörper: Entweder gehe es um einen menschlichen Körper, der als Text gelesen wird, oder eine Textsammlung, die begehrt werde.

JE

Minderwertigkeitskomplexe Fehlannonce!

Die ersten Bachelors der Politikwissenschaft ziehen positive Bilanz



Drei stolze Bachelors des ersten Jahrgangs der Tübinger Politikwissenschaft: (von links) Benjamin Boy wählt im Masterstudium den Schwerpunkt »Friedens- und Konfliktforschung« und strebt wie Juan Albarracin das Berufsfeld internationale Organisationen an. Albarracin, gebürtiger Kolumbianer, spezialisiert sich im Schwerpunkt »Politik in Weltregionen« auf Lateinamerika. Marius Backhaus geht für den »Master of Science and Management« nach England, um später an der Schnittstelle zwischen Wirtschaft und Politik zu arbeiten. Katherina Graf (nicht im Bild) wählt den Schwerpunkt Europa und möchte an ein Forschungsinstitut im Bereich der EU.

»Setzen Sie auf die neuen Studiengänge!«, riet Franz Stefan Becker, Hochschulexperte der Firma Siemens, Studienanfängern in einem Interview der Wochenzeitung *Die Zeit* im Oktober 2006. Eben dies machten Juan Albarracin, Marius Backhaus, Benjamin Boy und Katherina Graf bereits vor drei Jahren. Alle vier gehören sie zum ersten Jahrgang des Bachelor/Master-Studiengangs der Tübinger Politologen. Dieser wurde, als einer der ersten gestuften Studiengänge in Tübingen, erstmals zum Wintersemester 2003/04 angeboten und verabschiedete im vergangenen Herbst die ersten fertigen Bachelors. Im Gespräch mit *attempto!* berichten sie von ihren Erfahrungen mit dem neuen Studiengang und von ihren Zukunftsplänen. Was macht ein frischgebackener Bachelor (BA)? Eines scheinbar nicht: auf Jobsuche gehen. Wie der Rest der insgesamt 25 Tübinger BA-Politologen (bis auf eine Ausnahme), möchten auch Albarracin, Backhaus, Boy und Graf noch den Master. Den holen sie sich, mit Ausnahme von Marius Backhaus, in Tübingen, im Unterschied zu den etwa acht Kommilitonen ihres Jahrgangs, die dazu ins Ausland gehen. Auch wenn sie die Möglich-

keit sofortiger Berufstätigkeit nicht nutzen, schätzen sie es doch, jetzt schon einen Abschluss in der Tasche zu haben: »Es ist reizvoll, bereits nach drei Jahren mit dem Studium fertig zu sein«, findet zum Beispiel Benjamin Boy.

Erwartungen erfüllt

Der erste BA-Jahrgang zieht eine fast ausschließlich positive Bilanz. Das zeigt auch ein Erfahrungsbericht, den die Studierenden im Rahmen eines »Lehrforschungsprojekts« erstellt haben. Für Prof. Gerd Meyer, Leiter dieses zweisemestrigen forschungs- und berufsbezogenen Seminars, hat der Bachelor im Vergleich zum Magister viele Vorteile: »Die Studierenden können sich auf das eine Haupt- und Nebenfach konzentrieren, ihre Leistung wird kontinuierlich benotet und der Druck bei der alles entscheidenden Abschlussprüfung zu versagen, fällt weg.« Zwar müssen die BAs mit zwölf Semesterwochenstunden mehr (72 statt 60) als die Magister ganz schön fleißig sein. Sie werden dafür aber auch mit einer kürzeren Studienzzeit belohnt, lernen besser, sich selbst zu organisieren und erwerben zahlreiche praxisorientierte

Qualifikationen. »Im Ausland erworbene Leistungen werden problemlos angerechnet«, zählt der Politologe weitere Vorteile auf. Und das Beste daran: »Konzentration und Verdichtung wurden nicht erkauf mit einer bloßen Verschulung, im Gegenteil, Breite und Schwerpunktbildung bleiben möglich«, lobt Gerd Meyer.

Diesen Eindruck bestätigen auch die *attempto!*-Gesprächspartner. »Die Wissenschaftlichkeit ist gegeben«, betont Juan Albarracin, und Katherina Graf meint: »Wir haben auch in sechs Semestern sehr gute Kenntnisse über Methoden und Inhalte erworben, so dass wir uns gegenüber den Magistern durchaus nicht schlechter fühlen müssen.« Dem pflichtet Marius Backhaus bei: »Die BAs sollten sich keine Minderwertigkeitskomplexe einreden«, findet er. Und wie sieht es mit der gefürchteten »Verschulung« aus? »Dieses Wort ist unglücklich gewählt«, meint Benjamin Boy: »Das BA-Studium ist einfach organisierter, aber man hat immer noch sehr viel Wahlfreiheit.« Und Marius Backhaus findet: »Die unendliche Wahlfreiheit kann auch eine Belastung sein.«

Fragt man Gerd Meyer, ob seine Schützlinge über den Zwang zur Selbstdisziplin glücklich waren, schmunzelt er: »Hinterher ja, wenn man mittendrin steckt, stöhnt man manchmal«, so der Professor. Das Studium an sich kann schon »sehr anstrengend« sein, sagt Katherina Graf. Aber so schlimm ist es wohl auch wieder nicht gewesen: »Es ist gut zu machen. Wir haben auch schon noch gelebt, und die absoluten Streber sind wir nicht«, sind sich die drei jungen Männer einig. Als Vorteil sehen sie außerdem die Möglichkeit zur Spezialisierung im Masterstudium und dass es leichter ist, im Ausland zu studieren. Auch das laufende Feedback über den aktuellen Leistungsstand halten sie für ein Plus: »Zu sehen, ob es klappt oder nicht, war für mich persönlich schon sehr wichtig«, betont Marius Backhaus.

Die Erwartungen der Tübinger Politikwissenschaft an den neuen Studiengang wurden offensichtlich nicht enttäuscht: »Wir waren von Anfang an überzeugt, dass das im Ganzen eine sehr viel bessere Struktur ist«, resümiert Gerd Meyer. FÖR

Mehr Geld für die Lehre

Studierende und Dozenten beraten gemeinsam über die Verwendung der Studiengebühren

Voraussichtlich 16 Millionen Euro werden im laufenden Sommersemester und im kommenden Wintersemester 2007/2008 an der Universität Tübingen zusätzlich für Studium und Lehre ausgegeben werden. »Wenn die Universität richtig kommuniziert, wofür das Geld verwendet wird, werden wir Studierende das schon in diesem Semester merken«, meint Natalie Reinsch, Studentin im sechsten Semester des deutsch-französischen Studiengangs in Geschichte und Politikwissenschaft (TÜB-AIX) und studentisches Mitglied in der »Senatskommission zur Erörterung der Verwendung von Studiengebühren«. »Auch wenn die Bibliotheken länger geöffnet haben und die Kurse im Fachsprachenzentrum nichts mehr kosten, wird das gleich spürbar.« Die Entscheidung über die Verteilung der Studiengebühren war freilich ein langer und schwieriger Prozess. Die Kommission, in der fünf Lehrende und sechs Studierende sowie eine Vertreterin des nichtwissenschaftlichen Dienstes, das Rektorat und die Gleichstellungsbeauftragte sitzen, tagte sieben Mal. »Das aufwändige Verfahren hat sich bewährt. Alle Beteiligten waren sich der Verantwortung bewusst, und die Kooperation mit den Studierenden hat sich als sehr gut erwiesen«, betont Professor Stefanie Würth, die als Prorektorin für Studium und Lehre maßgeblich an dem Prozess beteiligt ist. Das bestätigt auch Natalie Reinsch: »Das Rektorat hat das Votum der Studierenden immer gehört und bisher nicht gegen sie entschieden. Und wir Studierenden haben sehr viel Arbeit in die Kommissionsarbeit investiert. Das Verfahren in Tübingen ist im Land einzigartig und mir in ähnlicher Form sonst nur noch von der TU München bekannt.«

Aber die Studierenden üben auch deutliche Kritik: »Dass vorab vier Millionen Euro zum Auffangen von Kostensteigerungen im Haushalt für die laufenden Kosten der Lehre abgezogen werden, halten wir für eine Zweckentfremdung der Studiengebühren. Wir sehen ein, dass die Uni das so machen muss, da bei stagnierendem Haushalt das Geld immer weniger wert wird, aber letztlich bezahlen wir aus unseren Studiengebühren auch den Status quo und das müssen wir ablehnen«, beklagt Natalie Reinsch.

Rund vier Millionen Euro werden in zentrale Bereiche der Universität fließen zur Verbesserung der Studien- und Auslandsstudienberatung, für die Vermittlung von Schlüsselqualifikationen oder die Stärkung der Bibliotheken. Das Zentrum für Datenverarbeitung wird eine flächendeckende W-LAN-Anbindung und Helpdesks für Studierende bei EDV-Problemen schaffen. Auch für Maßnahmen zur Gleichstellung werden Mittel aus Studiengebühren bereitgestellt, etwa für Mentoring-Programme für Studentinnen, Gastprofessorinnen in Fächern mit geringem Anteil an Professorinnen und Lehraufträge in den Gender Studies.

gangweise werden geprüfte Hilfskräfte als Tutoren, Mentoren und im Co-Teaching mit Professoren eingesetzt. Auch Natalie Reinsch ist es wichtig, dass auf diese Weise Gelder wieder an Studierende zurückfließen. Zusätzlich werden Studienräte im Hochschuldienst für die Lehrerausbildung aus den Schulen abgeordnet, was für diese auch einen wichtigen Weiterbildungsaspekt bringen wird.

Alle Mittel werden in einem Antragsverfahren bewilligt, das erst die Befassung durch die Studienkommissionen in den Fächern unter Beteiligung der studentischen Vertreter vorsieht, bevor dann die zentrale Kommission



Foto: K. Weber

Die Begehrlichkeiten nach den 500 Euro pro Semester und Student sind groß: Über die Verwendung wird in einem Antragsverfahren entschieden.

Acht Millionen Euro werden an die Fakultäten vergeben nach einem Verteilungsschlüssel, in den die Belastung durch die Studierendenzahl und die Kosten pro Studierplatz einfließen. Die Verbesserung der Betreuungsrelation ist dabei ein wichtiges Ziel, so dass deutlich mehr Geld für Personal als für Sachmittel ausgegeben wird. Es ist vorgesehen, neue befristete Mittelbaustellen mit hohem Lehrdeputat zu schaffen, doch dafür müssen erst noch die gesetzlichen Grundlagen geschaffen werden. Über-

eingeschaltet wird. »Wir verstehen uns auch als Kontrollinstanz und mussten feststellen, dass in den Fakultäten die Fachschaften nicht in allen Fällen richtig beteiligt worden waren«, bemängelt Natalie Reinsch.

Prorektorin wie studentische Vertreterin sehen den Prozess der Verteilung der Studiengebühren als »selbstlernendes System«. Für die nächste Vergaberunde will man aus den Erfahrungen der ersten Runde lernen, eine Evaluation der bewilligten Maßnahmen ist zwingend vorgesehen. MS

Alte Kumpels und neue Freunde finden

Das Internetportal »StudiVZ« ist aus Nutzersicht vor allem eine spaßige Angelegenheit



Fotos: Reißler

Kommunistisch, liberal, kronloyal – wer mag, kann sich im Internetportal »Studi-VZ« mit seiner politischen Einstellung präsentieren.

Ein neues Internetportal machte im vergangenen Jahr von sich reden. Gestaltet nach amerikanischem Vorbild etablierte sich das »Studi-Verzeichnis« (www.studivz.net) unter den Studierenden. Darin kann man sich seinen Kommilitonen virtuell ganz nach eigenem Gusto präsentieren. Der Nutzer gibt an, wer er ist, welche Vorlieben er hat und was er sucht, zum Beispiel jemanden, der sich beim Thema »Nachhaltigkeit« oder bei »philosophischen Gesellschaftsmodellen« auskennt. Der Erfolg der Plattform beruht wohl auf der ausgewogenen Mischung zwischen ernsthafter Nutzungsmöglichkeit und Spielerei. Nach Angaben der Betreiber, hinter denen die Holtzbrinck-Verlagsgruppe steht, tummeln sich bereits 1,5 Millionen Mitglieder im Verzeichnis.

»Kommunist, liberal, kronloyal«? – neben der politischen Einstellung lassen sich zum Beispiel auch persönliche Interessen, Musik- und Filmgeschmack, Religionszugehörigkeit und an der Universität absolvierte Kurse angeben. Durch letztere können sich die Studierenden außerhalb von überfüllten Seminaren über die jeweilige Thematik austauschen oder einen Blick auf unbekannte Teilnehmer werfen. Daneben bietet das Portal weitere Funktionen an, die auf lebhaften Zuspruch stoßen: Fotoalben geben persönliche Einblicke, und an der virtuellen Pinnwand hinterlassen die Besucher kurze Grüße. Die Mitglieder können sich untereinander die Freundschaft anbieten oder eine andere Person »gruscheln« – eine Mischung aus grüßen und kuscheln.

Häufig benutzen die Teilnehmer der Studi-Community das Verzeichnis dazu, eingeschlafene Freundschaften zu reaktivieren. FH-Studentin Julia Püschel aus Aachen erklärt: »Lustig ist echt, dass ich viele alte Kumpels aus Berlin hier wieder gefunden habe.« Auch die Tübinger Politikwissenschaftlerin Sonja Rabus nutzt die Seite, um »Kontakt zu Freunden zu halten und alte Freundschaften aufzufrischen«. Durch die Suchfunktion, die mit einem speziellen Filter für Schulen ausgestattet ist, lässt sich die Neugier befriedigen, was eigentlich aus den ehemaligen Schulkameraden geworden ist. Daneben bietet die viel genutzte Option, ein Foto von sich ins Netz zu stellen, die Möglichkeit für andere, Personen an der Uni zu finden, die man sonst nur vom Sehen kennt oder einfach »andere verrückte Leute kennen zu lernen«, wie Kaja Klamm aus Ludwigshafen sagt. Darüber hinaus lässt sich mit dem »StudiVZ« herausfinden, wer die Freunde der eigenen Freunde sind und welche Interessen sie haben.

Angesichts dieser Menge an gesammelten Informationen wächst auch das Misstrauen in die Sicherheit der Plattform. Bei vielen arglosen Usern, die ihre kompletten Daten – bis hin zur Zimmernummer im Wohnheim – angegeben haben, dürften einige Negativberichte in den Medien für Unruhe gesorgt haben. Zwar wurden die auffälligsten Sicherheitsmängel inzwischen behoben und für jede gemeldete Sicherheitslücke eine Belohnung ausgesetzt. Wie die Betreiber in den »Allgemeinen Geschäftsbedingungen« beteuern,

werden personenbezogene Daten niemals zu Werbe- oder Marketingzwecken an Dritte weitergegeben. Dies bleibt in den Augen einiger Nutzer aber zweifelhaft. Anne Romund, Masterstudentin im Tübinger Studiengang Friedensforschung, ist lieber vorsichtig: »Ich habe wenig private Daten angegeben, denn hier kann sich doch jeder einloggen und sie dann für wer-weiß-was nutzen.« Die Holtzbrinck-Verlagsgruppe hat sich mit dem millionenschweren Kauf des »StudiVZ« im Januar 2007 auf alle Fälle die Werbefläche und den Zugang zur begehrten Nutzergruppe gesichert.

Was bringt die Mitgliedschaft im »StudiVZ« tatsächlich? Dass es dadurch zum großen Karrieresprung für Nutzer der Plattform kommt oder es – wie eine Schweizer Zeitung schrieb – »Kontakte à Gogo« gibt, erweist sich schnell als trügerische Hoffnung. Man kann zwar nachspüren, wo Kollegen aus derselben Studienrichtung im Rahmen eines Praktikums, einer Ausbildung oder eines festen Nebenjobs gearbeitet haben. Will man aber selbst dort einsteigen, muss man nach wie vor bei diesen Firmen »Klinken putzen«.

Für den überwiegenden Teil der Mitglieder, die sich schon mal in Gruppen mit viel versprechenden Namen wie »Katzen sind alternative Energiequellen« oder »Sensible Poeten gefangen in Körpern stark behaarter LKW-Fahrer« eintragen, scheint die ernsthafte Nutzung nebensächlich. Das gilt auch für Julia: »Das hier ist einfach so ein Spaß nebenbei... eher ein Gag.« NIE

Auf Englisch lehren lernen

Fortbildung für Dozenten im amerikanischen Maryland

Englische Fachliteratur, ausländische Studierende, weltweiter Arbeitsmarkt – Vorlesung auf Deutsch? Im Zuge des »Bologna-Prozesses« müssen sich auch Dozenten an der Universität Tübingen nun öfter mit der Frage beschäftigen, in welcher Sprache sie ihre Seminare und Vorlesungen halten sollen. Englischsprachige Lehrangebote werden immer wichtiger, um ausländische Studierende für das Studium in Deutschland zu gewinnen und deutsche Studierende auf den internationalen Arbeitsmarkt vorzubereiten.

»Die Lehrenden, die nun auf einmal auf Englisch unterrichten sollen, sind meist skeptisch. Viele fühlen sich mit ihrem Schul- und Konferenz-Englisch nicht kompetent genug, qualitativ gleichwertige Veranstaltungen in der Fremdsprache anzubieten«, sagt Ursula Kimpel von der Abteilung Internationale Sprachprogramme der Uni Tübingen.

Positive Resonanz

Mit der finanziellen Unterstützung des »Deutschen Akademischen Austauschdienstes« (DAAD) hat sie deshalb in Kooperation mit der »University of Maryland« ein Fortbildungsseminar für Dozenten entwickelt und vor zwei Jahren zum ersten Mal angeboten. »English for Teaching Purposes« heißt es, dauert zwei Wochen und findet immer kurz vor Beginn des Wintersemesters am »Maryland English Institute« (MEI) nahe Washington D.C. statt. Es geht darum, gezielt das Englisch zu trainieren, das Lehrende für ihre Veranstaltungen benötigen. »Besonders wichtig ist uns, dass die deutschen Wissenschaftler durch Unterrichtsbesuche bei ihren amerikanischen Fachkollegen direkte Erfahrungen mit dem angloamerikanischen Universitätssystem sammeln und konkrete Beispiele der Wissensvermittlung auf Englisch erhalten«, erklärt Ursula Kimpel.

Insgesamt war die Resonanz auf die ersten beiden Seminare sehr positiv. Bei einem Nachtreffen Ende Februar in Tübingen berichteten ehemalige Teilnehmer, sie seien im Umgang mit der Fremdsprache sicherer geworden und ihre englischsprachigen Lehrangebote würden – nach anfänglichem Zögern – von der Studentenschaft gut angenommen. Allerdings gab es auch einen Fall,

in dem alle Studierenden besser Deutsch als Englisch verstanden und daher der Dozent während der Vorlesung wieder auf Deutsch »umgeschaltet« hat.

»Dieser ganze Prozess steckt in den Kinderschuhen, uns fehlen noch die Erfahrungswerte. Daher ist es wichtig, sich individuell auf die Bedürfnisse der Studierenden einzustellen«, sagt der Tübinger Wirtschaftswissenschaftler Prof. Rainer Schöbel. Er

teiligung und den Klausurergebnissen niederschlägt.

Letztlich ist die sprachliche Umstellung für beide Seiten mit einem Mehraufwand verbunden, der zunächst oft als unnütze Hürde empfunden wird. Dennoch sind am Ende die Studierenden überwiegend dankbar, dass sie sich bereits während des Studiums die fachliche Sprachkompetenz aneignen konnten, die sie später möglicherweise in einem interna-



Die Teilnehmer des Seminars »English for Teaching Purposes« beim Nachtreffen im Februar 2007 in Tübingen.

hatte im Anschluss an das Seminar in Maryland eine Vorlesung »Options and Futures – Derivative Finanzmarktinstrumente« auf Englisch gehalten und es den Studierenden dabei frei gestellt, ihre Fragen entweder auf Deutsch oder Englisch zu formulieren. Damit versuchte Schöbel das Problem zu umgehen, das auch anderen Dozenten aufgefallen ist, nämlich, dass die Fachnote plötzlich vom Grad der Fremdsprachenkompetenz der Studierenden abzuhängen scheint. Ein anderer Kursteilnehmer, der Stuttgarter Raumfahrtforscher Prof. Jörg Wagner sagt, dass mindestens ein Drittel seiner Studenten Verständnisprobleme habe, was sich dann auch in der Diskussionsbe-

teationalen Berufsfeld benötigen. Englischsprachige Angebote sind aber nur in dem Maße sinnvoll, in dem die Disziplin ohnehin internationalisiert ist, das heißt zum Beispiel Fachliteratur in Englisch erscheint. Daher muss von Fach zu Fach entschieden werden, welche Sprache in welcher Lehrveranstaltung gesprochen werden soll. Damit diese Entscheidung frei getroffen werden kann, ist es jedoch unerlässlich, dass die Dozenten ebenso kompetent auf Englisch wie auf Deutsch unterrichten können. »Es ist ein hohes Gut, mit dem Englischen zusätzlich eine akademische *lingua franca* zu haben, die reich und flexibel ist. Aber dazu gehört eben eine angemessene Vorbereitung«, sagt Ursula Kimpel. NKL

Möchte das Schreiben zum Beruf machen

Manuela Fuelle lernte ihr Handwerk im »Studio Literatur und Theater«

Manuela Fuelle, 43 Jahre, ist die Autorin von »s-text« und seit drei Jahren Gasthörerin im Tübinger »Studio Literatur und Theater«, das schreiblustigen und literaturinteressierten Studierenden aller Fachrichtungen offen steht. Der »s-text« entstand im Rahmen eines Stilübungsseminars beim damaligen Studioleiter Uwe Kolbe. Das Schreiben würde Manuela Fuelle heute gerne zu ihrem Beruf machen: »Es ist aber – wenn man nicht zu den Glückskindern gehört – ein weiter Weg bis dorthin. Ich schreibe ja leider nicht aus Lust und Laune, sondern aus einem Bedürfnis heraus«, erklärt die Religionslehrerin.

In Berlin, wo sie bis vor drei Jahren lebte, galt ihre Liebe vor allem den Klassikern. In Tübingen hat sie eine Beziehung zur modernen Literatur entwickelt. Die Frage, ob man das Schreiben lernen kann, beantwortet sie mit Ja: »Wenn man bereit ist, Kritik aufzunehmen und an seinen Texten zu arbeiten. Die Kunst ist, sehr einfach zu schreiben, dabei aber etwas Kunstvolles zu schaffen«, sagt sie. Auch ihr »s-text« ist nicht im ersten Anlauf entstanden. Erst die dritte Version, die Manuela Fuelle beim Studio-Forum »Eintritt frei« präsentierte, bekam die volle Zustimmung von Publikum und Seminarleiter.

Die Kurzprosa dreht sich um einen Familienspaziergang im herbstlichen Bebenhausen mit dem heute 16-jährigen Sohn und ihrem Ehemann: »Ich hatte die Intuition, dieses Thema aufzugreifen und schrieb den Text zuerst im erhabenen Stil. Nach und nach hat sich daraus die jetzige Version entwickelt, bei der jedes Wort seine Bedeutung hat«, erklärt Manuela Fuelle.

Im Moment arbeitet die passionierte Schreiberin an einem Roman, in dem sie ihr Verhältnis zu ihrem Vater beschreibt. Betreut wird sie dabei von der Schriftstellerin Dagmar Leupold, die das »Studio Literatur und Theater« heute leitet. Mit den ersten drei Kapiteln ihres Romanprojekts hat Manuela Fuelle Anfang des Jahres die Ausbildung am Studio mit einem Zertifikat abgeschlossen. FÖR



Foto: Albrecht

Kritik annehmen und am Text arbeiten: Hobbyautorin Manuela Fuelle glaubt, dass man das Schreiben lernen kann.

(s) - text

*sie sonja spaziert sinnend sieht sich steinpilze suchen siebenjährig sinn
 suchen so siebzehnjährig so so schnell siebenunddreißig sinnt sonja
 sucht schmaläugig sohn sönke sieht sönkes senffarbenes seidenhaar sagt
 sich schön seidig schöner samstag schönes schwabenland schon sieht sie
 schwaben sinnt suchen schwaben so sicher sie schaffen schwaben schaf-
 fen samstags schwaben sind schöpferisch schufen sieben schwaben sie
 schöpft sauerstoff stolpert springkraut sehend sinnt seltsames substantiv
 sauerstoff sieht sonnengeblendet schiefgesichtig sönkes schuh sprosse su-
 chen stürzt selbst stützend somit sein stemmen schützend sagt sachte
 sachte sieht schuh schlehenstrauch streifen schließlich steigen sieht
 schuhsohlen sprosse sechs sprosse sieben sorgenvoll stirnrunzelnd so
 stände sagt sie seitwärts schützenstände sofort sein schützenstand sofort
 sagt sievert schützt seinen ständer sie schamhaft stimme senkend sievert
 sievert schmunzelnd sonja sowas sonja schützengräben statt schützen-
 stände sonst sonja sinnt sohn schreit spitze sieh schönbuchs schaugehege
 schleudert sandiges schulternah schulternd so schlendert sonja seitwärts
 schweigsamer sinnverwandte sätze suchen sieht seinen schuh sprosse sie-
 ben sprosse sechs seinen sprung seinen seufzenden schatten seufzt selbst
 sagt schnell schnell sagt sie sie sonntagsläuten schon sowas sagt sievert
 schnipsend.*

manuela fuelle

Nähere Informationen über das »Studio Literatur und Theater« unter www.uni-tuebingen.de/Studio-Literatur-Theater/



Bad Sebastiansweiler
Rehabilitationsklinik · Schwefelbad · Wohnen im Alter

Gelenkbeschwerden?
Wirbelsäulenprobleme?
Schuppenflechte?



Unsere Angebote:

- Schwefelbad
- Fango
- Sauna
- Bewegungsbadgruppen unter therapeutischer Anleitung
- Medizinisches Aufbaustraining an hochwertigen Geräten

Erweiterte Öffnungszeiten auch ohne Terminvereinbarung

Bad Sebastiansweiler · 72116 Mössingen
Büro ambulante Therapie · Tel.: 07473/3783-438
E-Mail: u.eggert@bad-sebastiansweiler.de

Eine Einrichtung der Ev. Heimstiftung und der Basler Mission

Beratung
Konzeption
Produktion



Medienexperten | Besprechen Sie schon im Vorfeld Ihre Produktionen mit uns. Als Spezialist für Druck- und Medienaufträge optimieren wir Ihre Projekte auf Qualität, Termin und Aufwand. Von niedrigen bis hohen Auflagen, Premiumqualität, Veredelung oder Konfektionierung, wir sind der Ansprechpartner für alle Produktionsfragen. Gerne beraten wir Sie vor Ort.

Print | Prospekte, Zeitungen, Zeitschriften, Kataloge, Plakate, Flyer, Geschäftsdrucksachen, Bücher, Displays, Mailings, Bedienungsanleitungen, Verpackungen.

Medien | Webseiten, Webdatenbanken, CDs, DVDs, Präsentationen, Produktvideos.

LFC print+medien GmbH

August-Bebel-Straße 9 · 72072 Tübingen

Telefon (0 70 71) 6 88 90 10 info@lfc-print.de
Telefax (0 70 71) 6 88 90 19 www.lfc-print.de



Beratung

Konzeption

Produktion

ROSALUX
Buchhandlung im Cottahaus

Musik – Theater – Kunst
Belletristik
Philosophie – Pädagogik
Psychologie – Geschichte

Entspannen Sie sich
bei guter Literatur
auf unserem
Kanapee

Münzgasse 15, am Holzmarkt www.rosa-lux.de



16. Workshoptagung

der Deutschen Gesellschaft für
Verhaltenstherapie e. V.

**Emotionen in der
Psychotherapie**

**Donnerstag, 17. Mai 2007 bis
Samstag, 19. Mai 2007 in Tübingen**

Freitag von 9:00 bis 11:15 Uhr öffentliche
Vortragsveranstaltung zum Schwerpunktthema mit

Dr. Steffen Fliegel, Münster
Dr. Luise Reddemann, Bielefeld
Prof. Dr. Dirk Revenstorf, Tübingen

im Hörsaal des Pathologischen Instituts der Uni Tübingen,
Liebermeisterstr. 8

Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie e. V.
Postfach 13 43, 72003 Tübingen
☎ 07071 9434-34 ☎ 07071 9434-35
E-Mail: awk@dgvt.de

www.dgvt.de

GRACE

hochwertige HPLC Säulen und Zubehör -
Jetzt im Direktvertrieb bei:

Alltech Grom GmbH

Tel.: 07457-9493-0



GracePure™
Simply SPE
ab .98 Cent
pro Stück

GraceSmart™
bereits ab €119,-



ELSD3300®



The GRACE DAVIDSON Product Lines **Alltech** VYDAC GRAM JONES MODUL

**Ihr Elektro-
Fachgeschäft -**
kundenfreundlich
und leistungsstark

Service
macht den
Unterschied

- ✓ für Küche und Haushalt
- ✓ beste Markenqualitäten
- ✓ Beratung und Service
- ✓ Kundendienst für alle
Fabrikate der Haustechnik
und Unterhaltungselektronik

Miele

jura
BY APPLIANCE

BOSCH

KRUPS

Siemens · Liebherr · saeco
gaggia · Dyson u.v.m.

24 Stunden shoppen unter: www.ep-elektro-kuerner.de

Elektrotechnik für alles:

- Installationstechnik
- Sicherheitstechnik
- Datentechnik
- Haustechnik
- Steuerungstechnik SPS
- Reparatur-Service
- Meisterbetrieb mit
jahrzehntelanger Erfahrung

50
Jahre

ELEKTRO KÜRNER

Dienstleistungszentrum GmbH

Handwerkerpark 9 • 72070 Tübingen • Telefon (0 70 71) 94 38 00

kostenfreie Parkplätze

email: info@elektro-kuerner.de

Öffnungszeiten: Mo. bis Fr. 9:00-13:00 + 14:00-18:30 Uhr, Sa. 9:00 bis 14:00 Uhr

ElectronicPartner 6.000x in Europa

Ingrid Hornberger-Hiller RECHTSANWÄLTIN

Tätigkeitsschwerpunkte:
Vertragsrecht · Arbeitsrecht · Familienrecht · Markenrecht

Stöcklestr. 20, 72070 Tübingen
www.hornberger-hiller.de, Telefax 07071 410 808

Telefon 07071 44515

»Berlin-Mitte« im Audimax

Maybrit Illner ist am 4. Juni zu Gast bei der Tübinger Mediendozentur

»Ich könnte behaupten, dass wir dieses Jahr mal eine Frau einladen wollten – aber das stimmt nicht. Wir haben Maybrit Illner eingeladen, weil sie, wie sie selbst sagt, noch »nach der alten Rechtschreibung moderiert«. Sie steht für kritischen, politischen Journalismus in angelsächsischer Tradition: immer Distanz wahrend und unkorruptierbar. Außerdem hat sie eine bemerkenswerte optimistische Grundhaltung«, sagt Prof. Manfred Muckenhaupt vom Aufbaustudiengang »Medienwissenschaft/Medienpraxis« über die Wahl der diesjährigen Referentin bei der Tübinger Mediendozentur.

Kooperation mit dem SWR

Gemeinsam mit dem Leiter des SWR-Studios Tübingen, Dr. Andreas Narr, organisiert Muckenhaupt die Veranstaltung inzwischen zum vierten Mal. Bisher waren der SWR-Intendant Peter Voß, der ZDF-Moderator Claus Kleber und im vergangenen Jahr der WDR-Journalist Frank Plasberg zu Gast. In diesem Sommer nun wird die ZDF-Journalistin Maybrit Illner einen Fachvortrag halten und sich den Fragen von Studierenden und der interessierten Öffentlichkeit stellen.

Begonnen hat ihre journalistische Karriere 1983. Direkt nach dem Abitur volontierte Illner bei der Sportredaktion des DDR-Fernsehens. Daran schloss sich ein vierjähriges Studium der Journalistik an der »Karl-Marx-Universität« in Leipzig an – der einzige Ausbildungsweg für junge Nachwuchsjournalisten in der DDR. Bis 1990 arbeitete Maybrit Illner beim »Deutschen Fernsehfunk« (DFF) als Sportjournalistin, danach wechselte sie in die Auslandsredaktion und moderierte bis zur Auflösung des DFF das tägliche »Abendjournal«. Seit 1992 ist sie beim ZDF, wo sie zunächst das »Morgenmagazin« moderierte, ehe ihr 1999 mit der Polit-Talkshow »Berlin-Mitte« der endgültige Durchbruch gelang. Für ihre journalistische Arbeit wurde Illner mit dem »Deutschen Fernsehpreis« (2003), dem »Bayerischen Fernsehpreis« (2004) sowie mit dem »Bambi« (2002) ausgezeichnet. Zu den Höhepunkten ihrer Karriere gehören außerdem die Moderationen der TV-Duelle im Vorfeld der Bundestagswahlen 2002, zusammen mit Sabine Christiansen, und 2005

gemeinsam mit Peter Kloeppel, Sabine Christiansen und Thomas Kausch.

»Genau wie bei der Poetikdozentur profitiert die Uni Tübingen natürlich davon, dass solche hochinteressanten und ausgezeichneten Persönlichkeiten kommen. Das Interesse der Studenten und der Öffentlichkeit ist groß, und das Audimax wird auch diesmal wieder

Workshops und Praktika angeboten. »Bei den Workshops werden zwei Nachrichtensendungen für den Hörfunk und ein regionales Fernsehmagazin produziert. Für die Studenten ist es dabei besonders spannend, wenn die Journalisten von ihrem persönlichen Werdegang erzählen und praktische Tipps geben«, erklärt Muckenhaupt. Auch



Foto: ZDF

Die ZDF-Moderatorin Maybrit Illner ist die Referentin der vierten Tübinger Mediendozentur.

voll sein«, prophezeit Manfred Muckenhaupt. Auch Mitorganisator Andreas Narr ist begeistert von der großen und durchweg positiven Resonanz der Tübinger Mediendozentur der vergangenen Jahre. Vor allem die Studenten profitieren seiner Meinung nach von dem Ereignis. »Es ist eine Veranstaltung für die Uni Tübingen und für ihre Studenten, das sehen die Mediendozenten übrigens genau so und verlangen kein Honorar,« so Narr.

Die Mediendozentur ist das Kernstück eines Kooperationsvertrags, den der SWR und die Universität Tübingen Ende 2003 geschlossen haben. Studierenden der Medienwissenschaft wird ein Begleitprogramm aus

das Praktikumsangebot wird gerne genutzt. Jährlich hospitieren 20 bis 25 Studierende des Aufbaustudiengangs in den verschiedenen SWR-Redaktionen auf dem Tübinger Österberg.

Maybrit Illner will als Mediendozentin versuchen, das Bewusstsein der Studierenden für politischen Journalismus zu schärfen. In ihrem Vortrag (4. Juni, 18 bis 20 Uhr, Neue Aula) wird sie sich daher mit der Zukunft des politischen Journalismus in Deutschland beschäftigen. Bis dahin kann man sich jeden Donnerstagabend bei der Sendung »Maybrit Illner« (früher »Berlin-Mitte«) ein Bild davon machen, was sie unter politischem Journalismus versteht. NKL

Der Bachelor und das liebe Geld

Die gestuften Studiengänge lassen kaum noch Zeit zum Jobben



Fotos: Koller/ Rößler / K. Weber

Flaschenleergut stapeln, Oliven verkaufen oder in der Mensa Essen an die Kommilitonen ausgeben: viele Studierende müssen neben dem Studium Geld verdienen.

Diplom- und Magisterstudiengänge gehören bald der Vergangenheit an. Bachelor und Master sind auf dem Vormarsch. Kürzere Studienzeiten und bessere internationale Vergleichbarkeit werden als Vorteile gepriesen. Aber wie sieht es mit der Finanzierung des Studiums aus? Lässt sich in den drei Bachelor-Jahren alles unter einen Hut bringen: Lernen, Auslandsstudium und vor allem die Sorge um den Lebensunterhalt? Das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) hat da keine Zweifel: »Das Bachelor/ Master-System eröffnet den Studierenden neue Möglichkeiten für eine Kombination attraktiver Qualifikationen sowie für eine flexiblere Verbindung von Lernen, beruflichen Tätigkeiten und privater Lebensplanung.«

Demgegenüber steht eine große Zahl von Studierenden, die, wie beispielsweise Florian Beck, mit der Kollision von Studium und Finanzierung desselben zu kämpfen haben. Der Tübinger Politikstudent (Bachelor) ist mit den universitären Pflichten so stark ausgelastet, dass Geldverdienen nur in den Semesterferien in Frage kommt: In der vorlesungsfreien Zeit arbeitet er ganztags in einer Gärtnerei oder als Zimmermann. Den Zwang zum Gelderwerb teilt er mit der Mehrheit des akademischen Nachwuchses. Wie eine Studie der »Kreditanstalt für Wiederaufbau« (KfW) ergab, ist bei 80 Prozent der Studierenden das Geld gelegentlich oder oft knapp. Um sich über Wasser zu halten, arbeitet die

überwiegende Mehrheit neben dem Studium durchschnittlich 16,8 Stunden pro Woche. Ein Drittel der arbeitenden Studenten hat sogar mindestens zwei Jobs angenommen. Dass diese Zeit für die Uni verloren geht, zeigt eine Studie des Hochschul-Informationssystems (HIS). Demnach liegt ein Grund für Verzögerungen des Studienabschlusses in der Erwerbstätigkeit während des Studiums. Laut HIS war nur jede(r) Zehnte während des Studiums nie erwerbstätig, gut 40 Prozent der Studierenden arbeiteten durchgehend.

Lange Wochenarbeitszeiten

Die Zahlen des HIS beziehen sich auf die Absolventen des Jahrgangs 2001. Damals waren die Bachelor-Studiengänge noch die Ausnahme. Mittlerweile hat sich der Anteil der gestuften Studiengänge deutlich erhöht, und damit auch das Dilemma zwischen Ausbildung und Gelderwerb. Zwischen 12 und 14 Wochenstunden gehören in der Regel für den Bachelor-Studenten zum minimalen Pflichtpensum. Aber auch 20 Stunden sind wie bei Ibolya Kurucz, einer Linguistikstudentin aus Heidelberg, keine Seltenheit. Vor- und Nachbereitung von jeweils mindestens einer Stunde vorausgesetzt, kommt man beim normalen Pensum schon auf eine 36- bis 42-Stundenwoche, die Zeit für Referate, Klausuren oder Hausarbeiten noch nicht eingerechnet. Hilfreich ist in dieser Situation die Kombination mit einer Verdienstmöglichkeit inner-

halb des akademischen Lehrbetriebs. Das Angebot an fachnahen »Hiwi-Jobs« (Jobs für studentische Hilfskräfte) ist laut den HIS-Studien von 2001 gegenüber 1997 zwar stark gestiegen. Doch mehr als die Hälfte der angehenden Akademiker, die neben ihrem Studium jobben, arbeiten in unqualifizierten Jobs, das heißt ohne Bezug zu ihrem künftigen beruflichen Umfeld. Insgesamt erwarten die HIS-Experten, »dass extensives Jobben ohne Bezug zum Studium auch wegen der zu erwartenden hohen Prüfungsdichte in den Bachelor-Studiengängen abnehmen wird«.

Dies erlaubt unterschiedliche Zukunftsszenarios: zum einen könnten die Studierenden mehr Stellen mit Studiumsbezug anstreben. Fraglich ist aber, ob das Angebot an studentischen Hilfskraftstellen ebenfalls steigt (und ob der Hiwi-Lohn zur Finanzierung des Studiums ausreichen wird). Zum anderen könnten die Studenten auf andere Finanzierungsquellen zurückgreifen. Die KfW, deren Förderbank Studienkredite vergibt, fand in einer Befragung heraus, dass es für fast 90 Prozent denkbar wäre, einen Kredit aufzunehmen. Auch in Anbetracht der inzwischen vielerorts fälligen Studiengebühren wäre diese Entwicklung keine Überraschung. Zum Hochschulabschluss bleibt dem Bachelorabsolventen künftig neben der »flexiblere(n) Verbindung von Lernen, beruflichen Tätigkeiten und privater Lebensplanung« damit aber sicher eines: ein Haufen Schulden. NIE



»In mathematica lesen«

Mit dem schwäbischen Pfarrer und Gelehrten Johannes Stöffler kam die Mathematik an die Universität Tübingen. Das ist 500 Jahre her. Welche Persönlichkeiten und Namen prägten das Fach in dieser Zeit? Ein historischer Rückblick gibt Aufschluss.

Quelle: Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur BD50.4



Johannes Stöffler: Titelholzschnitt der Ephemeriden 1531

Vor 500 Jahren trat der erste »Mathematicus«, Johannes Stöffler (1452-1531), in die Tübinger Universität ein. Der Pfarrer aus Justingen bei Blaubeuren wurde am 5. Juli 1507 akademischer Bürger der Universität. Er kam auf Drängen Herzog Ulrichs nach Tübingen, nicht zum Studium, sondern um »in mathematica zu lesen«. Stöffler war damals ein hoch angesehener Gelehrter. Er hatte

Himmelsgloben angefertigt und eine Uhr für das Konstanzer Münster konstruiert. Zusammen mit dem Ulmer Astronomen Jakob Pflaum hatte er 1499 Planetentafeln (Ephemeriden) veröffentlicht, die sehr geschätzt waren. Ein sichtbares Zeichen von Stöfflers Wirken in Tübingen ist die bekannte Uhr am Rathaus aus dem Jahr 1511. Der Gelehrte publizierte in seiner Tübinger Zeit ein grundlegendes Werk über den römischen Kalender in lateinischer und deutscher Sprache. Ein weiteres Hauptwerk Stöfflers wurde zum »Bestseller«: die Monographie über Bau und Gebrauch des Astrolabiums, eines Winkelmessgeräts für Himmelsobjekte.

Ein bedeutender Vertreter der mathematischen Wissenschaften war, nach Stöffler, Michael Mästlin (1550-1631), der von 1584 bis zu seinem Tod in Tübingen Mathematik lehrte. Seine Arbeit über die Supernova von 1572/73 – veröffentlicht als Anhang zu einem Büchlein von Nikodemus Frischlin – und sein »Kometenbuch« (1578) waren so bedeutend, dass der dänische Astronom Tycho Brahe die Arbeit von 1573 und Teile des »Kometenbuchs« wörtlich in sein astronomisches Hauptwerk »Astronomiae instauratae Progymnasmata« übernahm. Im »Kometenbuch« wird erstmals versucht, Elemente einer Kometenbahn zu bestimmen – auf der Grundlage der Kopernikanischen Lehre. Mästlin

war der Lehrer von Johannes Kepler. Mästlins Schüler wiederum, Wilhelm Schickard (1592-1635), kam als »Professor Hebraeus« 1619 nach Tübingen. Er konstruierte 1623 die erste bekannte Rechenmaschine. Bei der Landvermessung des Herzogtums Württemberg benutzte er sehr fortschrittliche Methoden.

Johann Conrad Creiling (1673-1752) war ein sehr vielseitiger Gelehrter. Er hatte in Paris bei Sébastien le Prestre de Vauban (1633-1707) den Festungsbau (geometria militaris) und bei Jakob Bernoulli in Basel die neue Infinitesimalrechnung kennen gelernt. Diese Neuheiten brachte er 1701 mit nach Tübingen. Creiling las auch öffentlich über Naturphilosophie.

Der Creiling-Schüler Georg Wolfgang Krafft (1701-1754) war von 1731 bis 1744 ordentliches Mitglied der »Petersburger Akademie für Physik«. Zusammen mit Leonhard Euler (1707-1783), bis heute einer der bedeutendsten Mathematiker, bestritt Krafft die mathematischen und physikalischen Teile der »Petersburger Abhandlungen«. 1744 wurde Krafft Creilings Nachfolger in Tübingen. In seiner Amtszeit wurde eine Sternwarte im Nordostturm des Schlosses eingerichtet. Kraffts Nachfolger Johann Kies (1713-1781) war Astronom an der Berliner Akademie »unter« Euler, ehe er 1754 nach Tübingen kam. Natürlich haben die Tübinger Gelehrten Eu-

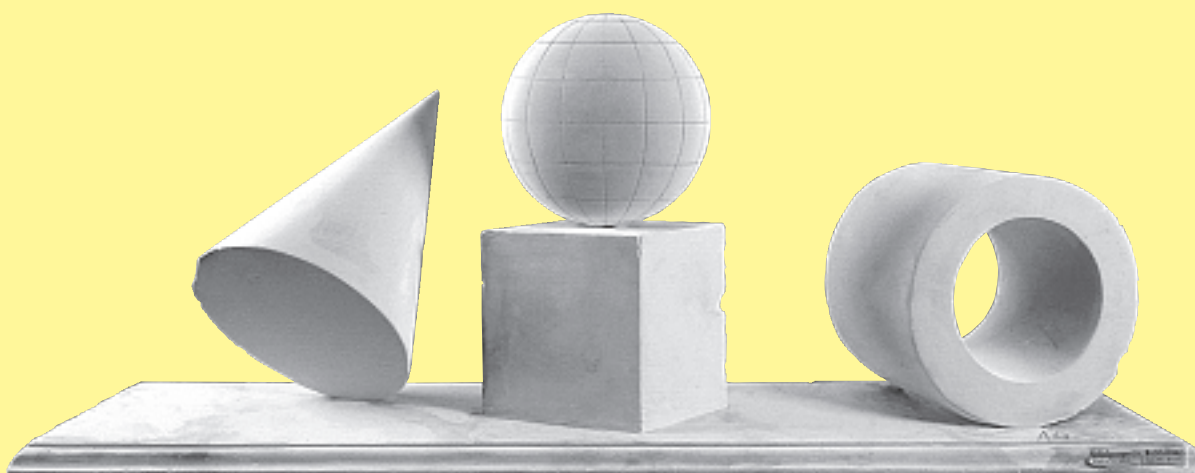


Foto: Hilde Jensen

Mathematisches Modell in Gips: Die Modellsammlung des Mathematischen Instituts wurde zu einem erheblichen Teil von Alexander Brill (1842-1935) aufgebaut, der von 1884 bis 1918 Ordinarius für Mathematik in Tübingen war.



Gerhard Betsch

war von 1960 bis 1989 in verschiedenen Positionen am mathematischen Institut tätig. Er hat eine Fülle von Publikationen zur Wissenschaftsgeschichte mit lokalem Tübinger Bezug vorgelegt.

Anton Deitmar

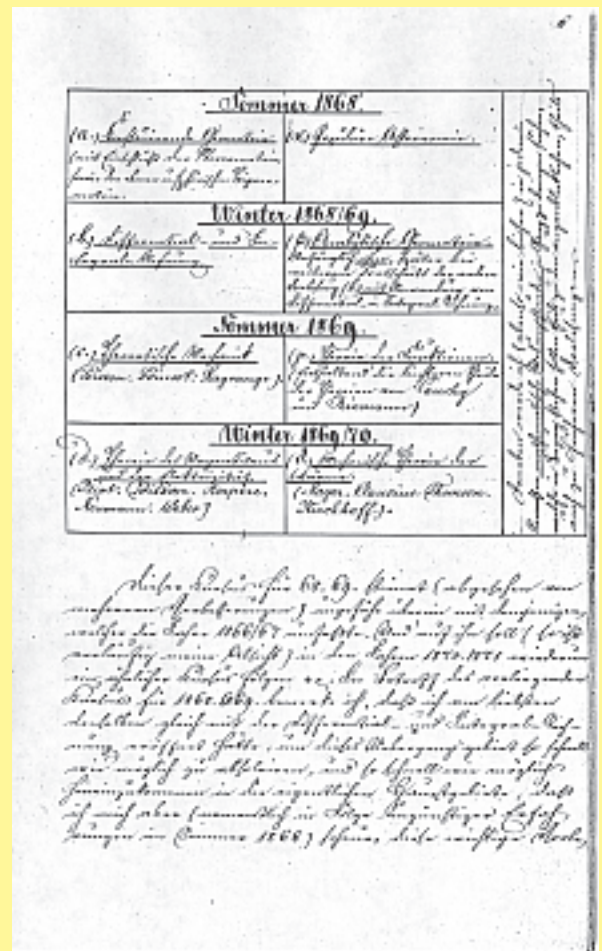
ist seit 2004 Professor für Analysis am Mathematischen Institut.

lers bahnbrechende Entdeckungen studiert und aufgegriffen. In den akademischen Unterricht floss davon allerdings nichts ein. Johann Gottlieb Friedrich (von) Bohnenberger (1765-1831) war seit 1798 Professor für Mathematik. Als seine wichtigste Leistung gilt die württembergische Landesvermessung, für die er auch die theoretischen Grundlagen schuf. Auf physikalischem Gebiet verdankt man ihm zum Beispiel das »Reversionspendel« zur Bestimmung der Schwerebeschleunigung.

Ab 1874 gab es in Tübingen ein, ab 1884 zwei Ordinariat(e) ausschließlich für Mathematik. Die Vorlesungen über mathematische Fächer waren bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts recht elementar, die Vorkenntnisse der Studierenden meist dürftig. Wollten die Professoren überhaupt Hörer haben, mussten sie sich anpassen. Um ein wissenschaftliches Studium der Mathematik und Physik im modernen Sinn überhaupt erst zu ermöglichen, waren zwei Voraussetzungen nötig: die Gründung des mathematisch-physikalischen Seminars Ende 1869 durch Hermann Hankel (1839-1873) und die Einführung einer neuen Prüfungsordnung für das »realistische Professoratsexamen«.

Alexander Brill (1842-1935) war ein bedeutender Vertreter der »Algebraischen Geometrie« und der theoretischen Mechanik. Er prägte in seiner Amtszeit von 1884 bis 1918 das mathematisch-physikalische Seminar. In seiner Monographie von 1909 wird erstmals die »spezielle Relativitätstheorie« in einem Lehrbuch behandelt. Die bedeutende Modell-sammlung des Mathematischen Instituts ist hauptsächlich Brill zu verdanken. Von Bedeutung sind auch seine Verdienste um die große Euler-Ausgabe und mehr noch um die Ausgabe von Keplers »Gesammelten Werken«. Um die Mitte des 20. Jahrhunderts wirkten am Tübinger Mathematischen Institut die drei großen K's: Konrad Knopp (1882-1957), Erich Kamke (1890-1961) und Hellmuth Kneser (1898-1973). Alle drei genossen internationales Ansehen: Knopp als Haupt der »Limitierungstheorie«, Kamke als führender Fachmann für Differentialgleichungen. Kneser war in jungen Jahren in der aufkommenden »Topologie« führend. Knopps Nachfolger

Aus einer Denkschrift des Professors Carl Neumann: Die Tabelle gibt an, welche Vorlesungen er in den vier Semestern von 1868 bis 1870 halten wollte. Es ist der erste bekannte Studienplan der Mathematik an der Universität Tübingen.



Quelle: Staatsarchiv Ludwigsburg, Beilage zu No. 416/1868, Fasc. 2 12/11

Helmut Wielandt (1910-2001) machte in seiner Amtszeit (1951-1975) Tübingen zu einem Zentrum der »Gruppentheorie«. Mit Helmut H. Schaefer (1925-2005), der zunächst einen Lehrstuhl für Stochastik innehatte, kam die moderne Funktionalanalysis nach Tübingen.

Heute präsentiert sich das Mathematische Institut frisch verjüngt. Sieben von insgesamt 14 Professuren wurden in den vergangenen drei Jahren neu besetzt. Das Institut deckt mit den Arbeitsbereichen Numerik, Stochastik und Mathematische Physik die wichtigsten Felder der Angewandten Mathematik ab und mit Algebra, Analysis und Geometrie die klassischen Gebiete der Reinen Mathematik. Zurzeit entsteht ein Computer-

Labor für Geometrische Visualisierung, dessen Initiator, Prof. Franz Pedit, auch Installationen zur 500-Jahr-Feier im November beisteuern wird. Außerdem hat das Institut durch sein innovatives »Fachberatungszentrum« von sich reden gemacht. Hier können sich die etwa 700 Studierenden fachlichen Rat holen.

Zum Jubiläumsjahr organisiert das Mathematische Institut im Sommersemester eine Vorlesungsreihe zur Geschichte der Mathematik und eine Ausstellung zum Thema Computervisualisierung von mathematischen Objekten.
www.fa.uni-tuebingen.de/500jahre

Spendenaktion »Cha(i)rity« im Audimax

Die Universität Tübingen hatte vor einem Jahr die Renovierung des Auditorium maximum in der Neuen Aula zum Anlass für die ungewöhnliche Spendenaktion »Cha(i)rity« genommen: Freunde und Alumni der Universität konnten symbolisch einen Sitz im »neuen« Audimax erwerben und damit Forschung und Lehre an der Universität nachhaltig unterstützen. Rektor Bernd Engler zeigte sich bei der Einweihung Anfang März überwältigt vom Erfolg der Aktion: »Die Spenden haben alle Erwartungen übertroffen«. Die Universität Tübingen wolle die Spenden für Bibliotheken, Labore, Hörsäle, Stiftungsprofessuren und Forschungsprojekte verwenden, sagte Engler. Gut ein Drittel der 357 Sitze sind bereits vergeben. Unter den Spenderinnen und Spendern befinden sich namhafte Vertreter aus Politik, Medien, Kultur und Kirche, zahlreiche Alumni, Professoren und Emeriti sowie Unternehmer aus der Region. Jeder Spender



Foto: von Platen

Bei der feierlichen Einweihung des renovierten Auditorium maximum dankte die Universität Tübingen den Spendern der Aktion »Cha(i)rity«.

bekommt eine silberne Plakette mit einer Gravur nach Wunsch an »seinem« Stuhl. Einige Spender wollten anonym bleiben und gaben auf der Plakette nur den Vornamen eines nahen Angehörigen an. Andere spendeten einfach so – ohne einen eigenen Sitz zu beanspruchen.

MvP

Wer noch Interesse am symbolischen »Erwerb« eines Stuhls im Audimax hat, möge sich bitte wenden an: Fundraising & ALUMNI TÜBINGEN, Dr. Ulrike Mönnich-Lux, Tel.: 07071/29-77072, E-Mail: ulrike.moennich-lux@uni-tuebingen.de

Neu im Unibund

Carmen Adam, Tübingen
 Ursula Brandt, Tübingen
 Birke Conrad, Baiersbronn
 Jonathan Flämig, Tübingen
 Stefanie Fritz, Tübingen
 Julia Glock, Tübingen
 Julia Graef, Tübingen
 Roland Haberstroh, Rottenburg
 Anne Hanik, Tübingen
 Mirjam Kaiser, Tübingen
 Prof. Dr. Jürgen Kampmann, Porta-Westfalica
 Dennis Kirk, Tübingen
 Christian Kresch, Ulm
 Michael Kurz, Ammerbuch
 Hans Georg Leute, Tübingen

Walter Mäck, Tübingen
 Björn Manzke, Tübingen
 Dr. Hans-Ernst Maute, Bodelshausen
 Sebastian Mertens, Filderstadt
 Prof. Dr. Richard Meyermann, Tübingen
 Ma'te' Nagy, Tübingen
 Ulrich Neumann, Bgm.a.D., Bad Waldsee
 Hanna Nicolai, Tübingen
 Sabine Oesterle, Tübingen
 Recep Öksüz, Herrenberg
 Lilian Maria Pithan, Tübingen
 Alexander Plamper, Tübingen
 Georg Pricking, Tübingen
 Dr. med. Ingrid Reinke, Offenburg am Main
 Philipp Reitter, Tübingen

Eva Rosenstock, Berlin
 Florian Ruoss, Tübingen
 Teresa Sandmaier, Unterschneidheim
 Prof. Dr. Thomas Schäfer, Tübingen
 Wolfram Schillinger, Tübingen
 Andreas Schlenker, Tübingen
 Tobias Schmid, Tübingen
 Rebecca Schmid, Tübingen
 Benjamin Seeland, Tübingen
 Dr. Anke te Heesen, Tübingen
 Patrick Theiner, Tübingen
 Steffen Volland, Tübingen
 Eleonora von Wallenstern, Rottenburg
 Dr. Gunhild Walter, Tübingen
 Henning Wasel, Stuttgart
 Prof. Dr. Detlef Weigel, Tübingen
 Katja Willunat, Tübingen
 Micha Willunat, Tübingen

Impressum

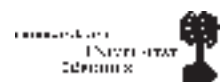
Attempto! ist die Zeitschrift der EBERHARD KARLS UNIVERSITÄT TÜBINGEN und der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e. V. (Universitätsbund). Sie wird herausgegeben vom Rektor der Universität und erscheint zweimal jährlich zu Semesterbeginn.
 ISSN: 1436-6096.
 attempto! im Internet: www.uni-tuebingen.de/uni/qvo/
 Redaktion: Michael Seifert (MS, verantwortlich), Janna Eberhardt (JE), Gabriele Förder (FÖR), Maximilian von Platen (MvP), unter Mitarbeit von Sebastian Niesar (NIS, Praktikant) und Nina Leonhardt (NKL, Praktikantin)

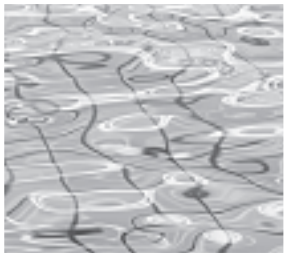
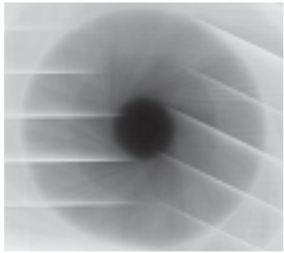
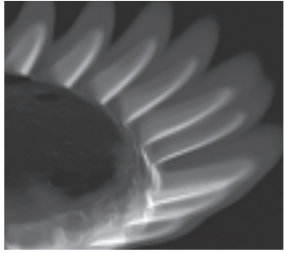
Adresse: Wilhelmstr. 5, 72074 Tübingen,
 Tel.: (07071) 29-76789,
 Fax: (07071) 29-5566,
 E-Mail: Michael.Seifert@uni-tuebingen.de

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Jürg Häusermann, Frido Hohberger, Prof. Dr. Herbert Klaeren, Prof. Dr. Joachim Knape, Dietmar Koch, Sigi Lehmann.
 Layout: Barbara Kalb.
 Fotografen: Katja Weber, Dominik Rößler, Leonid Koller, Friedhelm Albrecht
 Titelfoto: Katja Weber.

Konzept und Beratung: nalbach typografik, Stuttgart.
 Druck: LFC printmedien.

Anzeigen: vmm wirtschaftsverlag gmbh & co.kg
 Maximilianstraße 9, 86150 Augsburg
 Tel.: 0821/ 405-423
www.vmm-wirtschaftsverlag.de
 Auflage: 11 000 Exemplare.
 Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder. Textabdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.
 Bankverbindungen des Universitätsbundes: KSK Tübingen Nr. 110608, Deutsche Bank AG Tübingen Nr. 1208080000, Volksbank Tübingen Nr. 15818004.





Energie für Wissenschaft, Kunst und Kultur in Tübingen.

Die Universität Tübingen steckt voller Ideen und Innovationen und bietet eine lebendige Mischung aus Natur- und Geisteswissenschaften. Lassen Sie sich inspirieren.

Die Stadtwerke Tübingen kümmern sich um den Rest: Strom, Erdgas, Wärme, Wasser, Telekommunikation, Stadtverkehr, Bäder, Parkhäuser.



Energie, die uns bewegt!

Stadtwerke Tübingen GmbH • Eisenhutstraße 6 • 72072 Tübingen • www.swtue.de



Yesterday
Curious Discoverer

Today
Research Specialist, Diagnostics Applied Science

ROCHE – WE INNOVATE HEALTHCARE. LET US INSPIRE YOUR CAREER.

Roche mit Hauptsitz in Basel, Schweiz, ist ein global führendes, forschungsorientiertes Healthcare-Unternehmen in den Bereichen Pharma und Diagnostika. Mit innovativen Produkten und Dienstleistungen, die der Früherkennung, Prävention, Diagnose und Behandlung von Krankheiten dienen, trägt das Unternehmen auf breiter Basis zur Verbesserung der Gesundheit und Lebensqualität von Menschen bei. Roche ist einer der weltweit bedeutendsten Anbieter von Diagnostika, der grösste Hersteller von Krebs- und Transplantationsmedikamenten und nimmt in der Virologie eine Spitzenposition ein.

Innovation ist der Schlüssel zum Erfolg – nicht nur in der Forschung und Entwicklung, sondern auch in der Gewinnung, Förderung und Begleitung der Mitarbeitenden.

Besuchen Sie uns auf unserer Homepage: www.roche.ch, registrieren Sie sich einfach im Talentpool oder bewerben Sie sich unter: <http://careers.roche.com/switzerland/>

Ihre Ideen könnten Teil unserer Innovationen für die Gesundheit werden.



We Innovate Healthcare